

Transkulturalität

in der psychosozialen Beratung der Sozialen Arbeit

**Impulse und Kompetenzen für eine transkulturelle psychosoziale
Beratung der Sozialen Arbeit**



Bachelor-Arbeit der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit
Gentiana Galloperi
August 2021

Bachelor-Arbeit
Ausbildungsgang **Sozialarbeit**
BB 2017-2021

Gentiana Gallopeni

Transkulturalität in der psychosozialen Beratung der Sozialen Arbeit

**Impulse und Kompetenzen für eine transkulturelle psychosoziale Beratung der
Sozialen Arbeit**

Diese Arbeit wurde am **16. August 2021** an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit eingereicht. Für die inhaltliche Richtigkeit und Vollständigkeit wird durch die Hochschule Luzern keine Haftung übernommen.

Studierende räumen der Hochschule Luzern Verwendungs- und Verwertungsrechte an ihren im Rahmen des Studiums verfassten Arbeiten ein. Das Verwendungs- und Verwertungsrecht der Studierenden an ihren Arbeiten bleibt gewahrt (Art. 34 der Studienordnung).

Studentische Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit werden unter einer Creative Commons Lizenz im Repository veröffentlicht und sind frei zugänglich.

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Dieses Werk ist unter einem
Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz Lizenzvertrag
lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/>
Oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California
95105, USA.

Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument steht unter einer Lizenz der Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle
Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz <http://creativecommons.org/>

Sie dürfen:



Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten
Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur
Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder
angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber
unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt
aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.
Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt,
mitteilen.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers
dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

Vorwort der Schulleitung

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Sozialarbeiterisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftige Sozialarbeiterin mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im August 2021

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

Dank

Nur dank der Unterstützung von vielen Seiten wurde die vorliegende Bachelorarbeit in dieser Form ermöglicht. Dafür möchte ich im Besonderen Selma Koch danken, die mich fachlich begleitet und mich auf relevante Literatur hingewiesen hat. Ein besonderer Dank gilt auch Christina Dalbert und Dr. Patrik Widmer-Wolf, die sich Zeit für die Korrektur und den Austausch genommen, mir mit voller Zuversicht anregende und wertvolle Rückmeldungen gegeben und mich mit diesen stets ermutigt haben.

Ebenfalls danke ich herzlich meiner Familie, meinen Freund*innen und meinen Arbeitskolleg*innen für die allseitige Unterstützung und die Geduld, die sie mir während der Erarbeitung dieser Bachelorarbeit entgegengebracht haben.

Abstract

Die zunehmende Diversität in der Gesellschaft spiegelt sich auch in der Verfassung heutiger Kulturen und in der kulturellen Prägung der Individuen wider. Die Vorstellung von reinen, homogenen Kulturen und von Menschen, die einer bestimmten Kultur zugeordnet werden können, entspricht nicht mehr transkulturellen Lebenswirklichkeiten. Mit dem Kulturkonzept der Transkulturalität legt der Philosoph Wolfgang Welsch dar, wie kulturelle Diversität auf der Makro- und Mikroebene auftritt. Anders als die Konzepte Multi- und Interkulturalität, scheint Transkulturalität auf den ersten Blick im Diskurs der Sozialen Arbeit nicht vertreten zu sein. Die Auseinandersetzung mit dem Grundverständnis der Sozialen Arbeit und dem Theoriekonzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit zeigt allerdings, dass der Umgang mit Diversität in der Sozialen Arbeit zentral verankert ist.

Die vorliegende Arbeit legt transkulturelle Diversitätsaspekte anhand eines Studiums der Fachliteratur in den Grundlagen der Sozialen Arbeit fest und sensibilisiert für kulturalisierende Aspekte in der psychosozialen Beratung. Diese ist von der kulturellen Diversität aus verschiedenen Gründen betroffen. Vorurteile und Kulturalisierungen bilden Einflussfaktoren, die hinsichtlich der transkulturellen Gegebenheiten zu Spannungen in Beratungssituationen führen können. Aus der Auseinandersetzung mit der Fachliteratur geht hervor, dass neben der Lebensweltorientierung, die transkulturelle Kompetenz und die Diversitätskompetenz hilfreich für einen idealtypischen Umgang mit transkulturellen Individuen in psychosozialen Beratungssituationen sind. Für Fachpersonen empfiehlt sich somit die Aneignung dieser Kompetenzen.

Inhaltsverzeichnis

Dank	I
Abstract	II
1 Einführung in die Thematik	1
1.1 Motivation.....	1
1.2 Ausgangslage und Fragestellung	1
1.3 Berufsrelevanz und Adressat*innen	3
1.4 Grenzen und Aufbau der Arbeit	5
2 Entwicklung der Kulturkonzepte	7
2.1 Erscheinungsformen von Kultur	7
2.2 Wandel der Kulturkonzepte und -begriffe	9
2.3 Kritik der Kulturkonzepte im Allgemeinen.....	16
3 Soziale Arbeit und Lebensweltorientierung	18
3.1 Grundverständnis der Sozialen Arbeit	18
3.2 Das Konzept der Lebensweltorientierung	21
3.2.1 Begriffsklärung	21
3.2.2 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit	23
3.2.3 Herausforderungen der zweiten Moderne	26
4 Spannungsfelder in der psychosozialen Beratung	28
4.1 Psychosoziale Beratung der Sozialen Arbeit	28
4.2 Abgrenzung von Beratung und Psychotherapie	30
4.3 Bedeutung von Kulturalität und Diversität in der psychosozialen Beratung	31
4.4 Kulturell bedingte Voraussetzungen und Einflussfaktoren in der psychosozialen Beratung	32
4.4.1 Kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen	32
4.4.2 Individuelle Vorurteile	33
4.4.3 Kulturalisierung.....	36
4.5 «Othering»-Prozesse	37
5 Transkulturell kompetent in der psychosozialen Beratung	40
5.1 Transkulturelle Kompetenz.....	40
5.2 Diversitätskompetenz.....	43
5.3 Transkulturelle Kompetenz und Diversitätskompetenz an einem fiktiven Fallbeispiel.....	47
6 Schlussfolgerungen und Ausblick	51
6.1 Beantwortung der Fragestellung	51
6.2 Folgerungen für die Praxis	55
6.3 Ausblick.....	57
7 Literatur- und Quellenverzeichnis	58

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 Drei Ebenen der Einzigartigkeit in der mentalen Programmierung des Menschen	8
Abbildung 2 «Das Zwiebelmodell» Manifestation von Kultur auf verschiedenen Tiefenebenen	9
Abbildung 3 Heutige Kulturverhältnisse auf der Makroebene	15
Abbildung 4 Heutige Kulturverhältnisse auf der Mikroebene	16
Abbildung 5 «4 Layers of Diversity» nach Gardenwartz und Rowe 1995.....	44
Abbildung 6 Die Dimensionen Universalität-Diversität nach Moro.....	46

1 Einführung in die Thematik

In diesem Kapitel wird zunächst die Motivation der Autorin für die gewählte Thematik erläutert. Danach wird mit der Ausgangslage zu den Fragestellungen hingeführt und in einem weiteren Schritt die Berufsrelevanz erörtert sowie die Adressat*innen bestimmt. Nach der thematischen Eingrenzung wird das Kapitel mit einem Überblick über den Aufbau der vorliegenden Bachelorarbeit abgeschlossen.

1.1 Motivation

Die Motivation für diese Bachelorarbeit basiert auf Erfahrungen und die damit verbundenen Selbstreflexionen der Autorin im Arbeitsalltag als Sozialberaterin. Als betriebsinterne Sozialberaterin eines Förderprogramms für alleinerziehende Frauen in der Stadt Zürich begleitet sie die Programmteilnehmerinnen (nachfolgend Klientinnen genannt) während dem sozialen und beruflichen Integrationsprozess. Unter diese Begleitung fällt als zentrale Aufgabe die psychosoziale Beratung der Klientinnen, die unterschiedliche kulturelle Hintergründe mitbringen.

Auch die Autorin selbst vereint neben der «schweizerischen» Kultur, die Herkunftskultur ihrer Familie sowie deren religiösen Wurzeln in sich. Die verschiedenen Einflüsse betrachtet sie als informell erworbenes Wissen, welches bewusst und unbewusst in die Beratung einfließt. Dabei macht sie die Erfahrung, dass der Grat zwischen der förderlichen kulturellen Sensibilisierung und der Bildung von inkorrekten Vorannahmen und Stereotypen dennoch schmal ist. Dies zeigt sich beispielsweise, wenn die Autorin in der Beratung bestimmte Sichtweisen oder Entscheidungen der Klientinnen auf deren kulturelle Hintergründe zurückführt. Es ist allerdings anzunehmen, dass in der Komplexität der heutigen Gesellschaft, Menschen nicht von Merkmalen, Einstellungen oder Verhaltensweisen ausgehend, einer bestimmten kulturellen, nationalen oder ethnischen Herkunft zugeordnet werden können. Die kulturelle Zusammensetzung eines Individuums ist viel komplexer, als dass sie auf eine Nationalkultur reduziert werden könnte. Sie entwickelt sich mit der individuellen Sozialisation und Erfahrung laufend weiter. Dieses (Selbst-)Erkenntnis hat das Interesse der Autorin geweckt, sich mit den Thematiken «Kultur», «Wandel der Kulturkonzepte» und «psychosoziale Beratung der Sozialen Arbeit» vertieft auseinanderzusetzen.

1.2 Ausgangslage und Fragestellung

Der Anteil der ständigen Wohnbevölkerung mit Migrationshintergrund in der Schweiz betrug im Jahr 2019 rund 38% (Bundesamt für Statistik, 2020). Gegenüber dem Vorjahr entsprach das einer Zunahme von 1,3% (ebd.). Zeitgleich lag der Anstieg der im Ausland lebenden Schweizer*innen bei 1.4% (Bundesamt für Statistik, 2020a). Doch wie wird der

Begriff «Migrationshintergrund» für die Statistik genau definiert? Haben die restlichen 62% der ständigen Wohnbevölkerung ohne Migrationshintergrund tatsächlich keinen Migrationshintergrund?

Das Bundesamt für Statistik definiert die «Bevölkerung mit Migrationshintergrund» als Personen mit ausländischer Staatsangehörigkeit sowie eingebürgerte Schweizer*innen, sofern deren eingebürgerte Eltern nicht in der Schweiz geboren wurden. In der Schweiz geborene Personen mit in der Schweiz geborenen und eingebürgerten Eltern sowie gebürtige Schweizer*innen mit Eltern, die beide im Ausland geboren wurden, zählen statistisch gesehen zur Gruppe «Bevölkerung ohne Migrationshintergrund» (Bundesamt für Statistik, 2015).

Der Definitionsversuch des Begriffes «Migrationshintergrund» der BFS lässt die nahezu unmögliche Trennung zwischen der Bevölkerung mit und ohne Migrationshintergrund erkennen, da auch statistisch ausgewiesene Schweizer*innen faktisch trotzdem Migrationshintergrund aufweisen können. Diese Ausführungen verdeutlichen, wie aktuelle statistische Beschreibungen Trennlinien ziehen, die der Lebensrealität von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund kaum gerecht werden und zugleich der Dynamik der zunehmenden kulturellen und ethnischen Diversität nicht Rechnung tragen. Diese einleitend beschriebene demografische Realität soll zudem zeigen, dass die Tendenz der Migrationsbewegungen steigt und somit auch die kulturelle Diversität zunehmend ist.

Die Gründe für Migration sind vielfältig und Fachpersonen der Sozialen Arbeit in der Regel bestens bekannt, weshalb dazu keine nähere Auseinandersetzung folgt. Neben Migrationsbewegungen haben auch verschiedene Modernisierungsprozesse in der Gesellschaft einen sogenannten «gesellschaftlichen Wandel» ausgelöst und dazu geführt, dass unsere moderne Gesellschaft in unterschiedlicher Weise, so etwa auch hinsichtlich der Kultur zunehmend vielfältiger wird. Einen Erklärungsansatz für den gesellschaftlichen Wandel bietet die Individualisierungsthese von Ulrich Beck, mit der er die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen erklärt (Beck, 2015, S. 205). Weitere Veränderungen sind mit der fortschreitenden Globalisierung und Digitalisierung zu erklären, die durch die Entwicklung neuer Kommunikationsmedien, Menschen aus verschiedensten kulturellen Räumen niederschwellig vernetzt (Hans-Jürgen Lüsebrink, 2016, S. 19). Die zunehmende kulturelle Verflechtung auf internationaler Ebene und die damit einhergehende kulturelle Pluralisierung auf subjektiver Ebene greift das Konzept der Transkulturalität auf. Das Konzept beschreibt heutige Kulturverhältnisse und zeigt auf, dass durch die Vernetzung und Verflechtung vieler Kulturen, «plurale kulturelle Identitäten» entstehen (ebd.). Demnach ist die kulturelle Prägung individuell ausgestaltet und

Menschen können gleichzeitig mehreren Kulturen angehören, jedoch nie nur einer bestimmten Kultur zugeordnet werden.

Mit der Zunahme der kulturellen Diversität und dem fortschreitenden gesellschaftlichen Wandel trifft die Praxis der Sozialen Arbeit laut Wolf-Dietrich Bukow (2013) auf immer neue Herausforderungen (S. 13). Gemäss Bukow müssen herkömmliche Theorien und Methoden sozialer Arbeit angesichts der wachsenden Diversität überdacht und neu ausgerichtet werden (ebd.). Anpassungen finden sich beispielsweise in anderen Disziplinen. So werden etwa in der Psychotherapieforschung die heutige Bedeutung und Zeitmässigkeit der verschiedenen Schulen und Konzepten erforscht. Die Ergebnisse einer Studie von Volker Tschuschke, et al. (2015) zeigen, dass Psychotherapeut*innen für eine effektive psychotherapeutische Behandlung die erlernten Konzepte, mit für Patient*innen passenden Elementen, ergänzen (S. 62). Den Ergebnissen zufolge bedeutet professionelle Psychotherapie insofern nicht die unmittelbare Anwendung von erlernten Interventionstechniken, sondern darüberhinausgehend die einfühlsame und auf den Zeitpunkt und Patient*in abgestimmte (Nicht-)Anwendung sowie die Integration anderer Konzeptionen und Techniken, die sich als förderlich und passend erweisen (ebd.). Ausgehend davon kann schlussgefolgert werden, dass die Auseinandersetzung mit neuen Theorien, Ansätzen und Konzepten im Sinne der Professionalität und Wirksamkeit der Beratungsarbeit von grosser Bedeutung ist.

1.3 Berufsrelevanz und Adressat*innen

Die Literaturrecherche zeigt, dass sich andere Berufsgruppen im sozialen und medizinischen Bereich mit dem Konzept der Transkulturalität bzw. mit transkulturellen Kompetenz auseinandergesetzt haben. Es ist Literatur in der Pädagogik und in der Pflege vorhanden, die sich mit der Integration des Transkulturalitätskonzepts in ihrem Handlungsfeld beschäftigt. Dagmar Domenig's Buch «Transkulturelle Kompetenz» (2007) mit dem Untertitel «Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozialberufe» richtet sich beispielsweise primär an Pflegende. Auch in der Psychotherapie ist Literatur vorhanden, die sich mit der Thematik beschäftigt. Umso erstaunlicher scheint die Tatsache, dass über die konkrete Integration des Transkulturalitätskonzepts bzw. der transkulturellen Kompetenz in der Sozialen Arbeit wenig Literatur zu finden ist. Es ist demnach anzunehmen, dass das Konzept in der Sozialen Arbeit bisher noch wenig bekannt ist.

Der gesellschaftliche Wandel ist ebenso Realität wie die kulturelle Vermischung und Vernetzung. Wie bereits erläutert ist die Beratungsarbeit angesichts dieser

Veränderungen zunehmend gefordert. Die psychosoziale Beratung ist nach Auffassung der Autorin dabei aus dem Grund besonders betroffen, da sie zum einen ihren Fokus sowohl auf den Menschen als auch auf die Gesellschaft richtet und zum anderen sowohl Beratende als auch Klient*innen zunehmend plurale kulturelle Prägungen ausweisen. Somit wirkt sich der gesellschaftliche Wandel und die kulturelle Vermischung und Vernetzung in doppelter Weise auf die Beratung aus.

Gemäss Berufskodex haben Fachpersonen der Sozialen Arbeit durch reflektierte und zugleich kontrollierte empathische Zuwendung die Persönlichkeit und Not der oder des Anderen wahrzunehmen (AvenirSocial, 2010, S. 12) und dies unabhängig von Geschlecht Rasse, Status und individuellen Besonderheiten (S. 8). Ausserdem weist der Berufskodex auf die Verpflichtung hin, Diskriminierung zurückzuweisen sowie kulturelle Unterschiede sowie Verschiedenheiten von Individuen, Gruppen und Gemeinschaften anzuerkennen (S. 9). Im Weiteren haben die Professionellen der Sozialen Arbeit ihre persönlichen und beruflichen Wissens- und Handlungskompetenzen sowie ihr ethisches Bewusstsein ständig weiterzuentwickeln (S. 11).

Die Notwendigkeit sich mit gegenwärtigen, sich wechselseitig beeinflussenden kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen auseinanderzusetzen und Wissens- und Handlungskompetenzen herzuleiten, ist gegeben. Die Bachelorarbeit zielt auf die Stärkung der professionellen Haltung von Fachpersonen der Sozialen Arbeit und auf die Optimierung der Beratungsarbeit hin. Sie richtet sich in erster Linie an Professionelle und angehende Professionelle der Sozialen Arbeit, die in der psychosozialen Beratung tätig sind. Aber auch Fachpersonen, bei denen die Beratung eine Teilaufgabe in ihrer Tätigkeit darstellt, werden mit dieser Bachelorarbeit angesprochen.

Basierend auf der zuvor beschriebenen Ausgangslage, ist in der vorliegenden Bachelorarbeit folgende Fragestellung leitend:

- Welche Impulse kann das Konzept der Transkulturalität für die psychosoziale Beratungspraxis geben?

Für die Beantwortung der Leitfrage wird folgenden Teilfragen nachgegangen:

- Wie lässt sich das Konzept der Transkulturalität von anderen Kulturkonzepten abgrenzen?
- Wie lässt sich das Konzept der Transkulturalität mit dem Grundverständnis Sozialer Arbeit und dem Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit verankern?
- Welche möglichen Spannungsfelder im Hinblick auf Transkulturalität zeigen sich in psychosozialen Beratungssituationen?
- Wie kann diesen Spannungsfeldern in der psychosozialen Beratung der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund des Konzepts der Transkulturalität begegnet werden?

1.4 Grenzen und Aufbau der Arbeit

Da die Unterscheidung zwischen Personen mit und ohne Migrationshintergrund aus den Ausführungen der Ausgangslage und aus dem Blickwinkel der Transkulturalität sowie für die Beantwortung der Fragestellungen überflüssig erscheint, wird für die vorliegende Arbeit bewusst keine spezifische Zielgruppe, wie «Migrant*innen» oder «Migrationsgesellschaft» bestimmt. Die Arbeit soll sich ausserdem auf die förderlichen Aspekte konzentrieren. Dementsprechend geht es nicht darum aufzuzeigen, wie diskriminierungs- und rassismusfreie Beratungsarbeit ohne «Schubladendenken» geleistet werden kann. Themen wie Diskriminierung, Rassismus und Ungerechtigkeit werden im Rahmen dieser Arbeit nicht explizit behandelt. Der Fokus liegt vielmehr bei der professionellen Haltung der Beratenden, die eine wertefreie, neutrale und zielführende Beratungsarbeit ermöglicht und welche unter Beizug von förderlichen Aspekten des Konzeptes der Transkulturalität angereichert wird. Dementsprechend liegt der Fokus auch auf der psychosozialen Beratung, respektive der Mikroebene. Welche Bedeutung das Konzept der Transkulturalität für die institutionelle Ebene hat, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht bearbeitet werden.

Die Bachelorarbeit ist in sechs Kapitel gegliedert. Nachdem die Ausgangslage und die Fragestellung der Arbeit dargelegt worden sind, wird im **zweiten Kapitel** definiert, was unter dem Begriff «Kultur» verstanden wird. Anschliessend folgt die Erläuterung des Wandels der Kulturkonzepte und -begriffe und die Definition des Transkulturalitätsbegriffes sowie abschliessend die Kritik dieser Kulturkonzepte.

Im **dritten Kapitel** erfolgt eine theoretische Einbettung, in welcher zunächst das Grundverständnis der Sozialen Arbeit geschaffen wird. Es folgt das Theoriekonzept der

Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit. Der Exkurs zu den Herausforderungen der zweiten Moderne, in welchem die wichtigsten Darlegungen zu Beck's Theorie der «reflexiven Modernisierung» beleuchtet werden, schliesst das Kapitel ab.

Im **vierten Kapitel** wird die psychosoziale Beratung der Sozialen Arbeit definiert sowie die Beratung von der Therapie abgegrenzt. Daraufhin werden mögliche Spannungsfelder beleuchtet, die sich hinsichtlich Transkulturalität in psychosozialen Beratungssituationen zeigen können, bevor das Kapitel mit dem Konzept des «Othering» abgerundet wird.

Das **fünfte Kapitel** widmet sich dem konkreten Handlungswissen. Es folgen Ausführungen zur transkulturellen Kompetenz und der Diversitätskompetenz sowie ein fiktives Fallbeispiel, anhand welchem die genannten Kompetenzen durchgespielt werden.

Im **sechsten Kapitel** werden Schlussfolgerungen gezogen, in welchen die Fragestellungen nochmals aufgegriffen und die Bedeutung für die Praxis der Sozialen Arbeit ausgeführt wird. Den Abschluss dieser Arbeit bildet der Ausblick auf künftige Literatur- und Forschungsarbeiten.

2 Entwicklung der Kulturkonzepte

Der Begriff «Kultur» ist im Alltag und in der wissenschaftlichen Diskussion in verschiedensten Zusammenhängen präsent und dementsprechend vielfältig sind die Definitionen. Im folgenden Kapitel wird das Verständnis von «Kultur» für die vorliegende Arbeit ausgearbeitet und die Entwicklung verschiedener Kulturkonzepte und der zusammenhängenden Begriffe behandelt. Mit der kritischen Auseinandersetzung zum Schluss wird die Perspektive auf den Begriff «Kultur», der dieser Arbeit zugrunde gelegt wird, zusammenfassend dargelegt.

2.1 Erscheinungsformen von Kultur

In der theoretischen Diskussion der Kulturwissenschaften lässt sich zwischen drei grundlegenden Erscheinungsformen unterscheiden, nämlich der «intellektuell-ästhetischen», der «materiellen» und der «anthropologischen» (Lüsebrink, 2016, S. 10-11). Der intellektuell-ästhetische Kulturbegriff ist eng mit Begriffen wie «Bildung» oder «Kunst» verbunden und entspringt der Vorstellung ästhetischer und moralisch-ethischer Werte, die durch grosse Schriftsteller, Künstler und Komponisten dargestellt werden. Der materielle Kulturbegriff leitet sich von der ursprünglichen Bedeutung von Kultur als «Agricultura», also Landwirtschaft ab, schliesst Begriffe wie beispielsweise Handwerker-, Unternehmens-, Gastronomie- oder Ingenieurskultur mit ein und wird auch «instrumenteller» Kulturbegriff genannt. Nach dem anthropologischen Kulturbegriff, auf welchen sich die vorliegende Arbeit bezieht, bezeichnet Kultur «die Gesamtheit der kollektiven Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster» (ebd.).

Grundsätzlich bezieht sich «Kultur» auf das Gleichverhalten bzw. die Gewohnheiten der Mitglieder einer Gemeinschaft, eines Kollektivs, welche sich nicht auf biologische Vererbung reduzieren lassen, sondern durch Informationen überliefert und durch Nachmachen gelernt werden (Klaus Peter Hansen, 2011, S. 29). Geert Hofstede, Gert Jan Hofstede und Michael Minkov (2017) beschreiben Kultur als «mentale Programmierung», was sich auf die erlernten «Denk-, Fühl- und Handlungsmuster» der Menschen bezieht (S. 16). Diese mentale Programmierung findet in der Familie, in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Partnerschaft - das heisst in sozialen Umfeldern statt, in welchen Lebenserfahrungen gesammelt werden (ebd.). Demnach stehen die Unterschiede von Kultur in engem Zusammenhang mit den vorliegenden Sozialisationsbedingungen.

Dennoch ist laut Hofstede, Hofstede und Munkov (2017) unter «Kultur» immer auch ein kollektives Konstrukt zu verstehen, da diese mit Menschen des gleichen Umfeldes geteilt werden. Kultur ist somit erlernt und ist nicht auf menschliche Gene zurückzuführen,

weshalb sie von individueller Persönlichkeit und menschlicher Natur zu unterscheiden ist, wie in der nachfolgenden Abbildung graphisch dargestellt (S. 17-18).

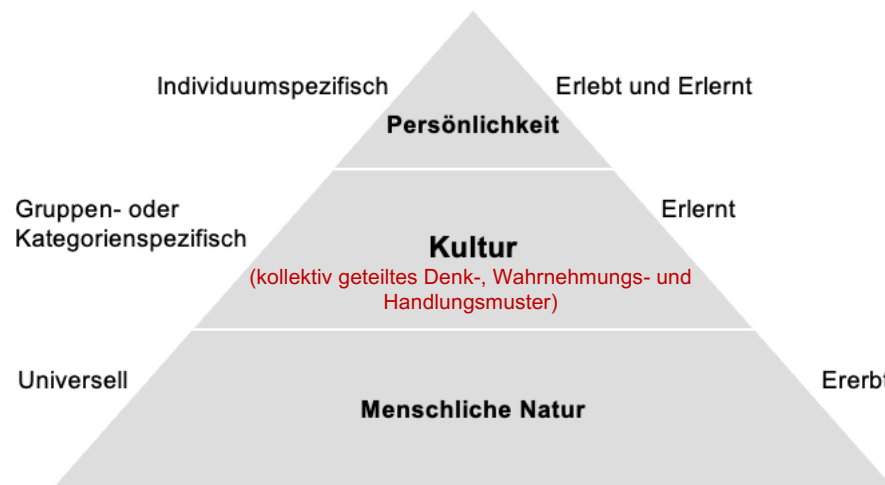


Abbildung 1: Drei Ebenen der Einzigartigkeit in der mentalen Programmierung des Menschen (leicht modifiziert nach Hofstede, Hofstede & Minkov, 2017, S. 18)

Die «menschliche Natur» stellt die universelle Ebene dar, die all das bezeichnet, was alle Menschen genetisch geerbt und dementsprechend gemeinsam haben. Zu dieser gehören beispielsweise Fähigkeiten, Emotionen wie Angst oder Liebe zu empfinden oder die Fähigkeit, die Umwelt zu beobachten und sich darüber auszutauschen. Die Art und Weise, wie Emotionen zum Ausdruck gebracht werden oder auf diese reagiert wird, ist insofern kulturell geprägt. (Hofstede, Hofstede & Minkov, 2017, S. 18). Demnach können die Erfahrungen kollektiver «Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster» als eine Art «Handlungsanleitung» oder «Handlungsorientierung» angesehen werden. Sie verschaffen dem Einzelnen Orientierung und werden im Verlauf der Sozialisation erlernt. Die Ebene der «Persönlichkeit» in der Abbildung enthält eine Kombination aus verschiedenen mentalen Programmen, die auf der Basis gesammelter persönlicher Erfahrungen und auf dem Einfluss der «Kultur» beruhen. Die Zusammensetzung dieser mentalen Programmierung ist einzigartig. Die Grenze zwischen Persönlichkeit und Kultur ist allerdings nicht trennscharf und in der Sozialwissenschaft dementsprechend kontrovers diskutiert (S. 19).

Kultur bzw. kulturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede drücken sich über «Werte», «Rituale», «Helden» und «Symbole» aus. «Werte» sind «die allgemeine Neigung, bestimmte Umstände anderen vorzuziehen» und werden in jungen Jahren erworben. Als «Rituale» werden kollektive Tätigkeiten bezeichnet, die sozial zwar als notwendig gelten, für die Zielerreichung an und für sich nicht notwendig wären. «Helden» besitzen hingegen Eigenschaften, die in Kulturen von Bedeutung sind, da sie als Verhaltensvorbilder

dienen. Dabei ist es gleichgültig, ob diese lebend oder tot, echt oder fiktiv sind. Als «Symbole» werden Worte, Gesten, Objekte oder Ähnliches bezeichnet, deren bestimmte Bedeutung nur von den Mitgliedern der gleichen Kultur erkannt werden (Hofstede, Hofstede & Minkov, 2017, S. 20). Wie in der nachfolgenden Abbildung ersichtlich, wird der Aufbau der Kultur anhand eines Zwiebelendiagramms beschrieben, wobei der Inhalt je weiter innen, desto schwerer zu erfassen und zu beeinflussen ist (ebd.).

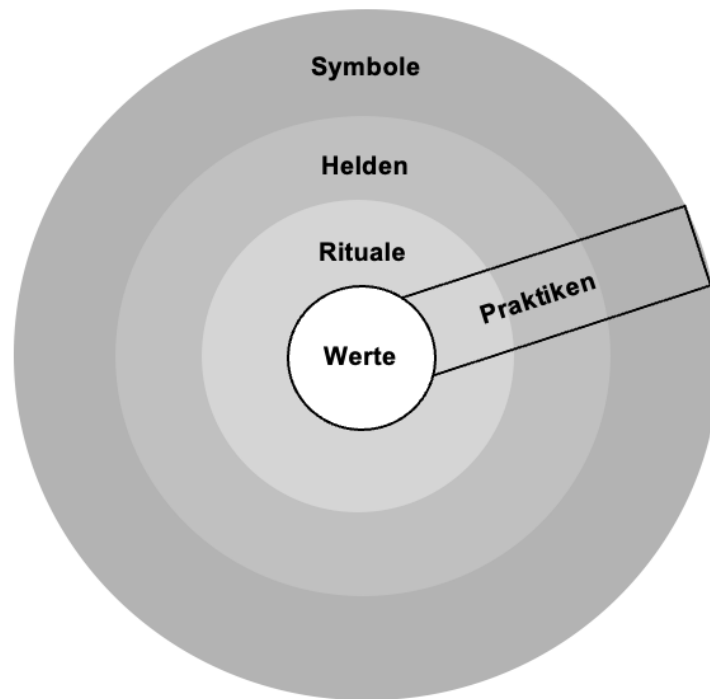


Abbildung 2: «Das Zwiebelendiagramm» Manifestation von Kultur auf verschiedenen Tiefenebenen (Hofstede, Hofstede & Minkov, 2017, S. 20)

Tiefgehend im Kern liegen die Werte, die für Aussenstehende nicht direkt wahrnehmbar sind. Rituale, Helden und Symbole zeigen sich in «Praktiken», die für Aussenstehende wahrnehmbar sind, deren kulturelle Bedeutung allerdings nur von den «Mitglieder*innen» richtig interpretiert werden. Symbole gehören zu der oberflächlichsten Schicht in der Abbildung, da sie sich ständig neu entwickeln und von anderen kulturellen Gruppen übernommen und integriert werden (S. 21). Demnach können bestimmte Kleidung, Frisuren oder Accessoires kulturelle Symbole darstellen, die Zugehörigkeit markieren.

2.2 Wandel der Kulturkonzepte und -begriffe

Die Kulturbegriffe «Multi-, Inter-, und Transkulturalität» sind auf unterschiedliche Konzepte zurückzuführen und setzen auf unterschiedliche Ebenen an. «Multikulturalität» bezeichnet die Ebene des «Nebeneinanders» verschiedener Kulturen innerhalb eines Systems, in der Regel einer Nation (Lüsebrink, 2016, S. 20). Das Konzept entstand in den 60er- und 70er Jahren aus der Kritik am Assimilationsparadigma (Anpassung) und

bildete einen neuen Integrationsdiskurs ab (Hans-Rudolf Wicker, 2007, S. 54). Laut Alf Mintzel beschreibt Multikulturalität eine gesellschaftliche Realität, in welcher Kulturen in verschiedenen Formen nebeneinander existieren. Dies kann friedlich, konflikthaft oder auch in einem integrierten Miteinander sein. Multikulturalität beschreibe somit die kulturelle Vielfalt einer Gesellschaft, unabhängig davon, ob diese auf ein friedliches oder konflikthaftes Nebeneinander oder auf ein integriertes Miteinander beruht (Mintzel, 1997; zit. in Lüsebrink, 2016, S. 20).

Eine genaue Definition oder eindeutige Beschreibung von Multikulturalität gibt es allerdings nicht. Je nach Kontext wird damit die gesellschaftliche Heterogenität oder das Zusammenleben unterschiedlicher «Ethnien» innerhalb einer Nation in den Vordergrund gestellt. Weiter kann Multikulturalität als normativer Anspruch auf Toleranz verstanden werden oder gar als Resultat von nicht gelungener Integration, Ausgrenzung oder als Benachteiligung von Menschen aufgrund geschlechtlicher, religiöser, kultureller, ethnischer und/ oder rassischer Merkmale begriffen werde, welche nach staatlichen Gleichstellungsprogrammen verlangt (Wicker, 2016, S. 33-34).

Die Vielschichtigkeit und Bedeutungsbreite des Begriffs ist auf den Grund zurückzuführen, dass verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen zur Entstehung des Multikulturalitätskonzepts beigetragen haben. Aufgrund dieser Vielschichtigkeit und der Bedeutungsbreite ist nicht immer klar, ob kulturelle Diversität nach diesem Konzept zugelassen, geschützt, gefördert oder negiert und bekämpft werden soll (Wicker, 2007, S. 54-55). Im Allgemeinen besagt das Konzept der Multikulturalität, dass die kulturelle Identität gewahrt werden soll. Zunächst aus dem Grund, da die damals sogenannten «Gastarbeiter*innen» gemäss dem Rotationsprinzip gesetzlich verpflichtet waren in ihre Heimatländer zurückzureisen. Später wurde einer gestärkten kulturellen Identität das Potenzial psychischer Stabilität zugeschrieben, was wiederum Energien für die Integration freisetzen könne (S. 54). Diese Ansätze haben jedoch aus kritischer Perspektive letztlich das Ziel der Homogenisierung von sogenannten «fremden» Kulturträgern innerhalb einer Leitkultur, um einer Überfremdung entgegenzuwirken (Hamid Reza Yousefi, 2018, S. 63-64).

Neben (Wirtschafts-)Flüchtlingen gaben ausserdem Bürgerrechts- und Minoritätenbewegungen, wie beispielsweise der Kampf der schwarzen Bevölkerung um gleiche Rechte und Chancen in den USA, neue Impulse für eine multikulturelle Politik. Mit den neuen sozialen Bewegungen gewannen kulturelle Differenz und Toleranz an Bedeutung, allerdings war damit auch stets die implizite Forderung nach einem «Recht auf eigene Kultur» verbunden, was von unterschiedlichen Gruppen missbraucht werden kann (Wicker, 2007, S. 55).

Je nach Verständnis kann Multikulturalität also als ein Konzept verstanden werden, welches von der Idee oder dem Bedürfnis geleitet wird, die eigene Kultur vor einer «Vermischung» zu bewahren und unter gleichberechtigten Umständen (separiert) zu pflegen. In diesem Verständnis vom Zusammenwirken von Kulturen wird in der Tendenz von gegenseitiger Fremdheit und Abschottung ausgegangen.

Laut Klaus Lösch (2016) zeigt sich in diesem Verständnis von Multikulturalität eine kulturell relativistische Position, die von einer teilweisen Unvergleichbarkeit der Kulturen ausgeht (S. 84). Folglich bedeutet das, dass jede Kultur nur aus Sicht ihrer Mitglieder verstanden werden kann, da diese dieselben Wirklichkeitsmodelle und Sinnkonstruktionen teilen. Multikulturalität schliesst damit eine Verständigung über Normen und Werte zwischen den unterschiedlichen Kulturen aus (ebd.) Dem multikulturalistischen Paradigma, welches den Fokus auf die Anerkennung kultureller Differenzen richtet, wird vorgeworfen, soziale Unterschiede auf kulturelle Differenzen zu reduzieren (Charles Taylor, 2009; zit. in Lösch, 2016, S. 86). So wurde in den 80er- Jahren deutlich, dass Multikulturalität oft die Ausgrenzung von zugewanderten Menschen legitimierte und zu keinem wirklich gleichberechtigten Nebeneinander führte. In der Folge entstanden beispielsweise sogenannte «Ausländerviertel» und Benachteiligungen im Bildungssystem (Lösch, 2016, S.65). Aus der zunehmenden Kritik am Multikulturalitätskonzept verschob sich der Fokus des Kulturbegriffs vom «Nebeneinander» auf das «Zwischen» der Kulturen.

Der Begriff «Interkulturalität» bezieht sich auf die Verhältnisse «zwischen» unterschiedlichen Kulturen und betrifft sämtliche Phänomene, die im Kontakt entstehen, allerdings nicht zwangsläufig eine kommunikative Dimension besitzen, wie beispielsweise die Kultur- oder Sprachmischung (Lüsebrink, 2016, S.17). Interkulturalität bezieht sich somit auf die gesamten Resultate und Konsequenzen von Vorgängen interkultureller Kommunikation und ist somit umfassender als der Begriff der «Interkulturellen Kommunikation» (S. 18). Im Unterschied zu Multikulturalität, handelt es sich bei Interkulturalität nicht um eine faktische Gegebenheit, sondern um etwas, was durch eine bestimmte Handlungsweise erzeugt oder bewirkt wird (Astrid Ertl & Marion Gymnich, 2018, S. 32). Als Resultat von Interaktion und Kommunikation zwischen Kulturen entsteht eine kulturelle Überschneidungssituation, wodurch sich jeweils eine sogenannte «dynamische Interkultur» entwickelt, die weder der einen noch der anderen Kultur entspricht (S.35-36). Diese «dynamische Interkultur» wird von Jürgen Beneke (2020) auch als «Drittkultur» beschrieben (S. 63-84).

Interkulturalität beruht auf der Annahme, dass Kommunikation immer mit Missverständnissen verbunden ist. In der Diskussion um Interkulturalität wird davon ausgegangen, dass sich die interkulturelle Kommunikation verglichen mit der intrakulturellen, innerhalb der gleichen Kultur also, schwieriger und qualitativ anders gestaltet (Hansen, 2011, S. 183). Diese Problemorientierung der Interkulturalität führt dazu, dass abweichende Erwartungen, Normen und Interpretationsweisen im Zusammentreffen als irritierend und konflikthaft beschrieben werden (Christoph Barmeyer, 2020, S. 40). Interkulturalität kann allerdings auch aus einem andere Blickwinkel betrachtet werden. Wie im Kapitel 2.1 ausgeführt, ist Kultur als «kollektiv geteiltes Denk- Wahrnehmungs- und Handlungsmuster» nicht selbstverständlich gegeben, sondern wird stets konstruiert. Laut Barmeyer kann durch interkulturelle Begegnungen die Hinterfragung bisheriger Selbstverständlichkeiten gefördert und «in gegenseitigen Anpassungs- und Aushandlungsprozessen» neue Lösungen gefunden und somit kulturelle Systemveränderungen angetrieben werden (S. 42). Nach Barmeyer ist Interkulturalität nicht nur als ein sich zwischen Unterschieden bewegendem Prozess zu verstehen, sondern auch als ein Entwicklungsprozess, bei dem Individuen und Kollektive voneinander lernen, kooperieren und sich anpassen (ebd.). Für ihn ist es eine Frage der Perspektive und Positionierung, wie Interkulturalität begriffen wird oder werden kann (S. 98). Das Verständnis von Interkulturalität von Barmeyer, das Kultur als dynamischen Entwicklungsprozess begreift, scheint dem der Transkulturalität sehr ähnlich zu sein. Der Begriff der Interkulturalität hat durch Wolfgang Welsch (2017) allerdings Kritik erfahren, da in diesem Verständnis von sich fremden Kulturen ausgegangen wird und kulturelle Differenzen betont werden (S. 10-11). Mit der Weiterentwicklung des Kulturverständnisses führt er den neuen Begriff «Transkulturalität» ein.

Dieser wurde erstmals im Jahr 1940 in einer soziologischen Studie vom Kubaner Fernando Ortiz verwendet (Dagmar Reichardt, 2006, S. 33). Etymologisch betrachtet, setzt sich Transkulturalität aus der Vorsilbe «trans» und dem Wortstamm «Kultur» zusammen. Die lateinische Vorsilbe «trans» bedeutet «hinüber, hindurch, über...hin(aus), jenseits» (Wilhelm Braun et. al., 2005, S. 1448). Das Wort «Kultur» leitet sich vom lateinischen Wort «cultura» ab, was «Pflege (des Ackers), Bearbeitung, Bestellung, Anbau, Landbau, auch geistige Pflege, Ausbildung intellektueller Fähigkeiten» bedeutet (Rudolf Leiprecht & Dita Vogel, 2008, S. 26). Die Herkunft dieses Begriffs bezieht sich somit auf Praktiken und Techniken des Landbaus und bezeichnet damit den Aspekt des «vom Menschen Gemachten» (Claus-Michael Ort, 2008, S. 19). Als Kultur wird demzufolge das bezeichnet, was Menschen selbst aus sich heraus schaffen in Abgrenzung vom Naturgegebenen, welches unveränderbar

ist. Peter-Ulrich Merz-Benz (2016) hält in anderen Worten fest, dass Kultur einen Zustand bezeichnet, in dem Menschen die gemeinsame Verwirklichung von «nach ihren Bedürfnissen hergestellten Werken» suchen und sich damit «ihr Leben als spezifisch menschliches schaffen» (S. 63).

Transkulturalität weist gemäss Welsch (2017) auf die heutige Verfassung und das heutige Verhältnis der Kulturen untereinander hin (S. 12). Dieses liegt entsprechend der Doppelbedeutung der lateinischen Vorsilbe «trans», eben «jenseits» der herkömmlichen kulturellen Verhältnisse, da die kulturellen Faktoren heutzutage «quer durch die Gesellschaften hindurchgehen». Heutige kulturelle Verhältnisse lassen sich diesem Verständnis nach durch Verflechtungen und Gemeinsamkeiten kennzeichnen (ebd.). Transkulturalität beschreibt somit Phänomene und Prozesse, die die kulturellen Grenzen überschreiten, wodurch mehrere Kulturen oder Kulturräume verbunden werden (Lüsebrink, 2016, S. 22). Lösch (2016) spricht statt von Verbundenheit heutiger Kulturen, davon, dass Transkulturalität Kultur «als Gemengelage ohne erkennbare beziehungsweise markierte kulturelle Grenzen» beschreibt (S. 87).

Wie der Philosoph Wolfgang Welsch in seinem Buch ausführt, entwickelte er anfangs der 90er Jahre das Konzept der Transkulturalität vom Ziel geleitet, ein Kulturkonzept zu entwickeln, welches den neuartigen kulturellen Verhältnissen entspricht (Welsch, 2017, S. 9). Mit dieser dynamischen Vorstellung von Kultur spricht er sich gegen traditionelle und statische Kulturkonzepte aus. Gemäss Welsch sollte ein kulturtheoretisches Leitbild, welches von Geflechten und Netzen gekennzeichnet ist, vorherrschen (S. 12). So erklärt Welsch, dass heutige Lebensformen durch gesellschaftliche Differenzierung geprägt sind, nur wenige gemeinsame «kulturelle Nenner» aufweisen oder sich ebenso in anderen Kulturen finden lassen. Daher sind Kulturen als in sich vielfältig, nach aussen vernetzt und gegenseitig beeinflussend zu verstehen (S. 13-14). Mit dem Konzept der Transkulturalität wird der vorherrschende, nationalistisch geprägte Kulturbegriff neu definiert und damit gegenwärtigen, dynamischen kulturellen Verhältnissen gerechter. Dieses Kulturverständnis gilt nicht nur für Gesellschaften, sondern auch für Individuen. Längst sind nicht mehr nur Menschen und ihre Nachkommen, die migrieren, durch mehrere kulturelle Herkünfte geprägt, sondern zunehmend alle Menschen verbinden unterschiedlichste kulturelle Elemente in sich (S. 17-18).

Welsch (2017) spricht von Transkulturalität auf der Makro- und auf der Mikroebene, wobei die Makroebene die Ebene der Gesellschaft und die Mikroebene die Ebene der Individuen abbildet (S. 13). Weiter werden von Welsch jeweils drei Aspekte dieser Ebenen näher erläutert.

Auf der Makroebene weist Welsch auf die «interne Differenzierung» von Gesellschaften hin. Die Lebensformen innerhalb eines Milieus, wie zum Beispiel einer Arbeitersiedlung oder eines Villenviertels, weisen in heutigen Gesellschaften nur wenige gemeinsame kulturelle Nenner auf. Diese Entwicklung nennt Welsch «vertikale Differenzierung». Als «horizontale Differenzierung» bezeichnet er die Unterschiede der geschlechtlichen und sexuellen Orientierung, die in kulturellen Mustern und Lebensweisen drastische Abweichungen nach sich ziehen können. Folglich sind Gesellschaften heute längst nicht mehr homogen, sondern in sich vielfältig (ebd.). Klare Abgrenzungen zwischen Kulturen machen demnach zunehmend weniger Sinn.

Neben der internen ist auch die «externe Vernetzung und Hybridcharakter der Kulturen» zu beachten. Zum einen überschreiten heutige Lebensformen die Grenzen der angeblichen Einzelkulturen und lassen sich somit ebenso in anderen Kulturen finden (Welsch, 2017, S. 14). Welsch geht im Weiteren davon aus, dass heutige Lebensformen weniger national, sondern vielmehr berufstypisch geprägt sind. Die Lebensform eines Busfahrers oder eines Bauers von einem zum anderen Land oder Kontinent unterscheidet sich diesem Verständnis nach kaum (ebd.). Darüber hinaus sind heutige Kulturen durch «Hybridisierung» gekennzeichnet. Auf der Ebene der Bevölkerung zeigt sich diese Hybridisierung an der weltweiten Durchmischung durch Emigration bzw. Immigration. Auf der Warenebene sind die allorts verfügbaren (exotischen) Artikel ein Kennzeichen dafür sowie auf der Informationsebene die Verfügbarkeit von Informationen, gleichgültig wo man sich befindet. Als Folge nimmt die Trennschärfe zwischen Eigen- und Fremdkultur zunehmend ab, da sich in Innenverhältnissen wie in Aussenverhältnissen vergleichbar viele Unterschiede finden lassen (ebd.). Mit dem Aspekt der «Violdimensionalität des Wandels» zeigt Welsch letztlich auf, dass die «Durchdringungen und Verflechtungen» ausnahmslos in allen kulturellen Dimensionen erkennbar sind. Sie erstrecken sich von täglichen Routinen bis hin zur Hochkultur (S.15). Die nachfolgende Abbildung dient dem Überblick der eben ausgeführten transkulturellen Entwicklungen auf der Makroebene.

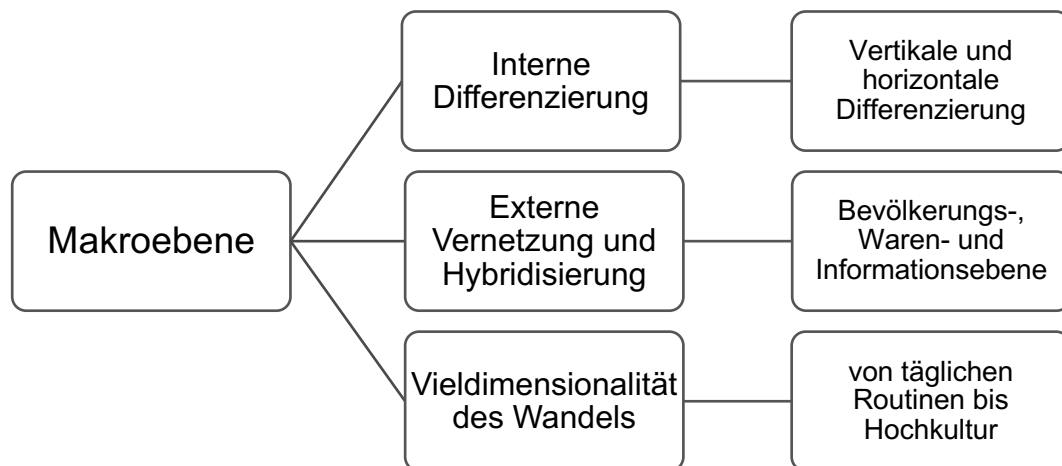


Abbildung 3: Heutige Kulturverhältnisse auf der Makroebene (eigene Darstellung)

Die Mikroebene bildet die Ebene der Individuen ab, auf die Transkulturalität ebenso vor- dringt. Gemäss Welsch (2017) sind die meisten Menschen «kulturelle Mischlinge». Diese «interne Transkulturalität» ist auf die Verfügbarkeit und Anzahl verschiedener kul- tureller Muster zurückzuführen, die für heutige Heranwachsende deutlich grösser gewor- den ist, als es für frühere Generationen der Fall war (S. 17). Die Verfügbarkeit mag von unterschiedlichen kulturellen Mustern je nach Region und bestehendem Fortschritt so- wie technologische Entwicklung unterschiedlich sein. Allerdings treten entsprechende Veränderungen selbst in Regionen ein, in welchen die Verfügbarkeit beschränkt ist. Da- her kann es prinzipiell überall zu einschneidenden Veränderungen kommen (S. 17-18). Zur Verdeutlichung erklärt Welsch:

In der Mongolei, wo die Beschränkung sicherlich stark ist, sieht eine junge Frau in ihrer (längst mit TV versehenen) Jurte doch einmal einen amerikanischen Blockbuster und ist von dem ihr ganz unbekanntem Verhältnis zwischen Frau und Mann fasziniert- so sehr, dass sie aus ihrer Jurte und der mongolischen Tradition ausbricht und einen anderen Lebensweg einschlägt. (ebd.)

Für die kulturelle Identitätsbildung kann heute folglich eine Vielzahl im Alltag anzutref- fender Elemente unterschiedlicher Herkunft miteinbezogen werden, wodurch Menschen zunehmend *in sich* transkulturell werden (Welsch, 2017, S.17). Gemäss Welsch ist einer der grossen Vorteile von Transkulturalität die höhere «Anschluss- und Kommunikations- fähigkeit». Die Chance, Gemeinsamkeiten zu entdecken, steigt je mehr Elemente aus unterschiedlichen Kulturen die Menschen in ihren kulturellen Identitäten verbinden. So- mit ist die «innere Transkulturalität für den Umgang mit äusserer Transkulturalität» hilf- reich, da transkulturelle Identitäten «Schnittmengen» aufweisen (S. 20-21).

Ein weiterer Aspekt auf der Mikroebene sind die vorherrschenden nationalen Stereotype. Welsch spricht von der Wichtigkeit, sich von nationalen Stereotypen zu lösen, da sich neuere Entwicklungen nicht mehr mit politischen und geografischen Dimensionen allein fassen lassen. Im Umgang mit Individuen gilt deshalb keinem einen «Stempel

aufzudrücken» aufgrund seiner nationalen Herkunft, sondern sich auf deren «transkulturelle und zugleich individuelle «Querschnitt-Identität» einzulassen. Menschen denken bei «Kultur» laut Welsch noch immer instinktiv an «Nationalkultur» und an Staatsgeografien und somit an politische, statt kulturelle Strukturen (S. 21-22). In der nachfolgenden Abbildung sind die Ausführungen zu den transkulturellen Entwicklungen auf der Mikroebene übersichtlich dargestellt.

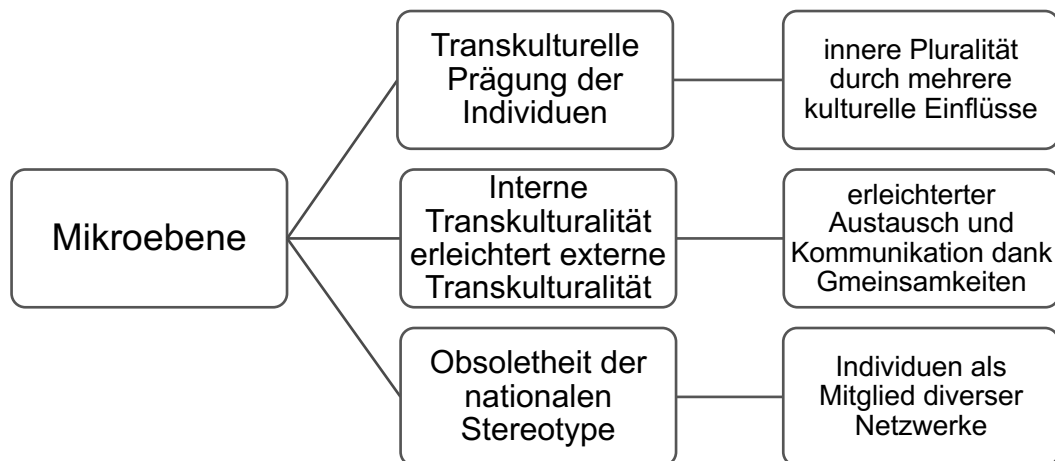


Abbildung 4: Heutige Kulturverhältnisse auf der Mikroebene (eigene Darstellung)

Laut Welsch (2017) liegt der grundlegende Unterschied zwischen Transkulturalität und Multi- und Interkulturalität beim Kernpunkt (S. 22). Er kritisiert, dass bei den beiden Kulturkonzepten Multi- und Interkulturalität vom alten Kugelmodell ausgegangen wird, da dabei der Grundfehler darin liegt, dass von Differenzen statt von Gemeinsamkeiten ausgegangen wird (S. 23-24). Demnach regt er mit dem Konzept der Transkulturalität an, Kulturen bzw. bisherige Kulturverständnisse, nationalen Grenzen und die «Fremdwahrnehmung» neu zu denken.

2.3 Kritik der Kulturkonzepte im Allgemeinen

Aus den Ausführungen in den vorherigen Kapiteln wird klar, dass Kulturkonzepte und -begriffe immer auch etwas darüber aussagen, von welchem Menschen- und Weltbild ausgegangen wird und deshalb stets kritisch reflektiert werden sollten. Domenig (2007) spricht davon, dass sich hinter Kulturbegriffen Absichten, Forderungen, Strategien und folglich auch Ideologien verstecken (S. 50). Auch Welsch (2017) betont, dass Kulturbegriffe besonders «verantwortungsbeladene Begriffe» sind, da sie nie nur beschreibend oder neutral sind, weshalb sie immer Einfluss auf ihren Gegenstand haben und diesen verändern können (S. 29). Weiter führt Welsch aus, dass sich Kultur unseren Kulturbegriffen und somit Kulturvorstellungen entsprechend entwickelt (S.30). Er spricht sich deshalb für eine verantwortungsvolle Verwendung der Kulturbegriffe aus, da die Realität von

«Kultur» immer auch davon abhängt, von welchem Kulturverständnis ausgegangen wird (ebd.).

Kulturkonzepte- und Kulturbegriffe scheinen einerseits notwendig zu sein, um unterschiedliche Ebenen kultureller Verhältnisse erfassen und beschreiben zu können. Andererseits droht damit auch die Gefahr, kulturelle Verhältnisse in einem bestimmten Entwicklungsstadium gesellschaftlicher Verhältnisse festzuschreiben. Es scheint deshalb wichtig, die Begrifflichkeiten und Konzepte stets in Bezug auf die Aktualität und Legitimität zu überprüfen und den Entwicklungen entsprechend weiterzuentwickeln.

3 Soziale Arbeit und Lebensweltorientierung

Dieses Kapitel dient der theoretischen Einbettung. Zunächst wird das Grundverständnis Sozialer Arbeit ausgearbeitet, um zu prüfen, wie sich die Thematik der Transkulturalität in diesem verorten lässt. In einem zweiten Teil folgt das umfangreiche Theoriekonzept der Lebensweltorientierung, welches bewusst gewählt wurde, weil es die gesellschaftlichen Entwicklungen und die wachsende Vielfalt der individuellen Lebenswelten einbezieht sowie dessen Auswirkungen auf die Individuen beleuchtet. Von grosser Bedeutung in der Sozialen Arbeit ist dieses Konzept nicht nur aus dem Grund, dass es mit einem ganzheitlichen Blick die zwei Dimensionen Individuum und Umwelt erfasst, sondern auch, weil es die Aufgaben der Sozialen Arbeit begründet und konkretisiert.

3.1 Grundverständnis der Sozialen Arbeit

Der Dachverband der Berufsorganisationen der Sozialen Arbeit «IFSW» (International Federation of Social Workers) und die international zusammen geschlossenen Organisationen der Hochschulen und universitären Fakultäten für Soziale Arbeit «IASSW» (International Association of Schools of Social Work) arbeiten seit 1958 gemeinsam an einer umfassenden und global gültigen Definition der Sozialen Arbeit (Beat Schmocker, 2019, S. 2). Im Jahr 2014 wurde die jüngste Version veröffentlicht (ebd.). Diese «Global Definition of the Social Work Profession» von AvenirSocial, dem schweizerischen Berufsverband der Sozialen Arbeit, ins Deutsche übersetzte und «regional erweiterte» Definition, lautet:

Soziale Arbeit fördert als Profession und wissenschaftliche Disziplin gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen, den sozialen Zusammenhalt und die Ermächtigung von Menschen. Dabei sind die Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit, der Menschenrechte, der gemeinschaftlichen Verantwortung und die Anerkennung der Verschiedenheit richtungweisend. Soziale Arbeit wirkt auf Sozialstrukturen und befähigt Menschen so, dass sie die Herausforderungen des Lebens angehen und Wohlbefinden erreichen können. Dabei stützt sie sich auf Theorien der eigenen Disziplin, der Human- und Sozialwissenschaften sowie auf wissenschaftlich reflektiertes indigenes Wissen. (IFSW/IASSW, 2014; zit. in Schmocker, 2019, S. 3)

In dieser Definition sind die zentralen Aufgaben, die Handlungsprinzipien, der Gegenstand sowie der Theoriebezug Sozialer Arbeit erfasst. Nachfolgend wird auf die für die Thematik der vorliegenden Arbeit relevanten Punkte eingegangen.

Zentrale Aufgaben der Sozialen Arbeit

In der Definition der IFSW und IASSW (2014) heisst es «die Soziale Arbeit fördert (...) gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen, den sozialen Zusammenhalt und die Ermächtigung von Menschen», woraus die Aufgaben und die Zuständigkeit Sozialer

Arbeit abgeleitet werden können. Diesen Aufgaben geht die Soziale Arbeit in der Praxis und in der Wissenschaft nach (AvenirSocial, 2015, S. 1).

Handlungsprinzipien der Sozialen Arbeit

Im Berufskodex sind die Menschenrechte und die Soziale Gerechtigkeit dem Kapitel «Grundwerte der Sozialen Arbeit» zugeordnet (AvenirSocial, 2010, S. 8). Daraus lässt sich schliessen, dass hinter den Handlungsprinzipien der Sozialen Arbeit ihre Werte stehen.

Das Prinzip «Anerkennung der Verschiedenheit» scheint im Hinblick auf Transkulturalität interessant. Die «Anerkennung der Verschiedenheit» meint nicht eine «unbestimmte Vielfalt», sondern eben die Verschiedenheit von Menschen (Schmocker, 2019, S.7). Vorausgesetzt, dass Menschen das «Mensch-sein» gemeinsam haben, indem sie Organismen sind und Bedürfnisspannungen abbauen, sind sie darüber hinaus auch als Organismen für sich und somit als einmalige Individuen zu betrachten (S. 23). Die Möglichkeiten für die Bedürfnisbefriedigung sind zwar offen, allerdings ist diese Offenheit sozial und teilweise kulturell bestimmt (ebd.). Sie unterscheiden sich demnach im Umgang mit ihren Bedürfnissen darin, wie sie die Bedürfnisspannungen abbauen und ausgleichen (AvenirSocial, 2015, S. 7). Die Verschiedenheit der Menschen ist demnach bedingungslos anzuerkennen, was zugleich auch den Menschenrechten entspricht. Die Soziale Arbeit stützt sich auf die Menschenrechte und dementsprechend beruht das Handeln der Professionellen Sozialer Arbeit «auf der Achtung der jedem Menschen innewohnenden Würde» und den daraus folgenden Rechten (Berufskodex, 2010, S. 8).

Ausgehend davon, dass Menschen in «gegen- und wechselseitiger Abhängigkeit stehen und aufeinander angewiesen sind, beschreibt «gemeinschaftliche Verantwortung» das Prinzip der Solidarität (Schmocker, 2019, S. 6). Die Grundidee der «gemeinschaftlichen Verantwortung» entspringt einerseits aus der Ansicht, dass «Menschenrechte nur im gegenseitig verantwortlichen Füreinander gewährt» werden können und andererseits hebt sie «die Bedeutung der wechselseitig ausgeglichenen Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen innerhalb von Gemeinschaften» hervor (AvenirSocial, 2015, S. 2). Dies verdeutlicht, dass die Soziale Arbeit sich auf allen Ebenen für die Menschenrechte einsetzen muss (ebd.).

Ein weiteres Prinzip, welches die Grundlage für die Soziale Arbeit bildet, ist die «Soziale Gerechtigkeit» (IFSW/IASSW, 2014; zit. in Schmocker, 2019, S. 3). Gemäss Schmocker basiert «Soziale Gerechtigkeit» auf der Vorstellung der «Mitmenschlichkeit». Mitmenschlichkeit und Soziale Gerechtigkeit setzen gegenseitige Anerkennung voraus, die wiederum auf (Selbst-) Achtung basiert (S. 23). Im Sinne sozialer Gerechtigkeit «fordern

und begünstigen» gemäss Berufskodex Professionelle der Sozialen Arbeit «menschen- und bedürfnisgerechte Sozialstrukturen und Solidarsysteme» (AvenirSocial, 2010, S. 9). Weiter haben sie die Pflicht, Diskriminierung zurückzuweisen, Ressourcen gerecht zu verteilen, ungerechte Praktiken aufzudecken und Verschiedenheiten anzuerkennen (ebd.). Das Konzept der Transkulturalität kann einen Beitrag dazu leisten, wenn es darum geht, Menschen als Individuen wahrzunehmen, trotz bestimmter Denk-, Deutungs- und Handlungsmuster, die sie mit einer oder eben verschiedenen Menschengruppen temporär teilen.

Theorien in der Sozialen Arbeit

Zum Theoriebezug der Sozialen Arbeit heisst es in der Definition «(...) [Soziale Arbeit] stützt (...) sich auf Theorien der eigenen Disziplin, der Human- und Sozialwissenschaften sowie auf wissenschaftlich reflektiertes indigenes Wissen» (IFSW/IASSW, 2014; zit. in Schmocker, 2019, S. 3). Die Soziale Arbeit greift sowohl als Profession als auch als Praxis auf wissenschaftliches Wissen zurück, woraus sie auch ihr methodisches Handeln herleitet (Schmocker, 2019, S. 27). Denn Soziale Arbeit versteht sich unter anderem als Handlungswissenschaft, da sie Beeinflussung und Veränderung anstrebt (Albert Mühlum, 2004, S. 12). Als diese integriert sie wissenschaftliches Wissen, um dieses dann in «bewusstes, zielgerichtetes und wertebasiertes» und somit «methodisches Handeln» umzuwandeln (Schmocker, 2019, S. 27).

Die Theorielandschaft der Sozialen Arbeit ist vielfältig und breit. Zu den Theorien der Sozialen Arbeit zählen beispielsweise die Theorie der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit nach Hans Thiersch und die Theorie der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession nach Silvia Staub-Bernasconi (Ernst Engelke, Christian Spatscheck & Stefan Borrmann, 2014, S. 429-446). Weiter bezieht sich die Soziale Arbeit auf das Wissen und Theorien der Human- und Sozialwissenschaften, wie beispielsweise Anthropologie, Humanbiologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Soziologie, Ökonomie und Politologie (Schmocker, 2019, S. 26).

Der Begriff «indigen» bedeutet «in einem gewissen Kontext entstanden» und «indigenes Wissen» somit «in einem bestimmten Kontext entstandenes Wissen». Da «Wissen» in der Sozialen Arbeit aus der Praxis als «wissenschaftlich reflektierte Erfahrung» generiert wird, ist damit das «Erfahrungswissen des beruflichen Kontextes» gemeint (Schmocker, 2019, S. 9).

Laut der Definition der Sozialen Arbeit hat sie praxisorientierte und wissenschaftliche Entwicklungen zu fördern sowie - was für das Konzept der Transkulturalität bedeutsam scheint – die Verschiedenheit von Menschen anzuerkennen. Dies zeigt, dass die Soziale

Arbeit aus ihrem Verständnis heraus bereits eine Sensibilisierung für Individualität und daraus schliessend für kulturelle Diversität mitbringt. Menschen in eine «kulturelle Gruppe» einzuordnen, widerspricht dem Prinzip der «Anerkennung der Verschiedenheit» und ist somit nicht im Sinne der Sozialen Arbeit.

3.2 Das Konzept der Lebensweltorientierung

Das Theoriekonzept der Lebensweltorientierung, welches vorwiegend von Hans Thiersch entwickelt wurde, wird dem Begriff Theoriekonzept ableitend als Entwurf verstanden, der den Zusammenhang verschiedener Aspekte festhält. Aspekte wie die «Bestimmung des Gegenstandsbereichs, die Fragen nach anthropologischer, politischer und gesellschaftlicher Fundierung, die sozialetische Zielorientierung, die Bestimmung der Adressat*innen und die spezifische Eigensinnigkeit der verschiedenen, nach Geschlecht, Kultur und Lebenslage unterschiedlichen Gruppen und der institutionell-professionellen Handlungsmöglichkeiten» der Sozialen Arbeit (Hans Thiersch, 2020, S. 25). Das Theoriekonzept hebt die konkrete Arbeitsgrundlage der Sozialen Arbeit hervor, die zunächst in den «alltäglichen Deutungs- und Handlungsmustern» der Adressat*innen und in ihren Bewältigungsbestrebungen liegt. Weiter gilt es diesen Alltag «auf seine Stärken, seine Probleme und seine Ressourcen» bezogen und im Sinne «Sozialer Gerechtigkeit» zu erfassen sowie mit dem Ziel eines «gelingenderen Alltags» je nach Bedarf zu stabilisieren, zu verändern oder neu zu strukturieren (Klaus Grunwald & Hans Thiersch, 2016, S. 24).

3.2.1 Begriffsklärung

In der Literatur werden verschiedene, sich ähnelnde Begriffe mal voneinander differenziert und mal synonym verwendet. Laut Thiersch (2020) ist zwischen den Begriffen, wie «Alltag» und «Leben», «Alltagswelt» und «Lebenswelt», «Alltagsbewältigung» und «Lebensbewältigung» oder «Alltagsorientierung» und «Lebensorientierung» im Prinzip kein Unterschied zu machen (S.47). In der genaueren Betrachtung beziehe sich «Alltag» bzw. «Alltäglichkeit» auf bestimmte Handlungsmuster während «Lebenswelt», sich auf das Zusammenwirken zwischen diesen Handlungsmustern, institutionellen Rahmenbedingungen und den Lebenslagen beziehe (ebd.).

Im nachfolgenden Abschnitt wird für ein besseres Verständnis dennoch versucht, die einzelnen Begriffe differenziert zu bestimmen.

Lebenswelt

Der Begriff «Lebenswelt» ist seit den 1970er Jahren in der Sozialen Arbeit verwurzelt und enthält im Zusammenhang mit dem Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen

Arbeit die Aufforderung, den Fokus auf die Lebenswelt der Klientel zu legen (Björn Kraus, 2014, S. 61). Aus phänomenologischer Sicht wird die unpräzise Definition des Begriffs und damit die beliebige Verwendung kritisiert (S.62). Mit dem Begriff Lebenswelt sollten nicht nur äussere Lebensbedingungen berücksichtigt werden. Lebenswelt soll auch als «das Ergebnis subjektiver Weltaneignung vor dem Hintergrund bisheriger Erfahrungen und unter Nutzung individueller geistiger und körperlicher Ausstattungsmerkmale» betrachtet werden. So richtet eine Orientierung an der Lebenswelt ihren Fokus sowohl auf die faktischen «Lebensbedingungen» als auch auf die «subjektiven Wahrnehmungsbedingungen» (Ronald Hitzler 199; zit. in Kraus, 2014, S. 63). Grunwald und Thiersch (2018) verwenden ausserdem auch den Begriff «alltägliche Lebenswelt» und beschreiben ihn als Ort(e), an welchem oder welchen der Alltag stattfindet (S. 304). Die (alltägliche) Lebenswelt und der Alltag sind also sehr eng beieinander und in der Praxis wohl nicht auseinanderzuhalten.

Lebenslage

Eng gekoppelt und oft synonym verwendet, ist der Begriff der Lebenswelt mit dem Begriff der «Lebenslage». Allerdings lässt sich bei genauerer Betrachtung ein Unterschied finden: Während der Lebensweltbegriff den Fokus auf die «subjektiven Wahrnehmungsbedingungen» legt, fokussiert der *Lebenslage*begriff die gegebenen materiellen und immateriellen (soziale, ökologische und organische) Rahmenbedingungen der Menschen (Kraus, 2014, S. 63). Darunter sind anthropologische und gesellschaftliche Strukturen, wie beispielsweise Bedingungen und Ressourcen ethnischer, politischer, sozialer und kultureller Art zu verstehen (Grunwald & Thiersch, 2018, S. 303). Die Lebenslagen beeinflussen die Lebenswelt und werden auch als «Hinterbühne» bezeichnet (ebd.).

Alltag

Ein weiterer, wichtiger Begriff im Konzept der Lebensweltorientierung ist der des «Alltags». Thiersch (2020) beschreibt den Alltag als «Medium, in dem die Menschen ihr Leben erfahren und gestalten» (S. 34). Er beschreibt den Alltag im Weiteren als «die Welt, in der wir uns vorfinden» und «die wir erleben», die uns vertraut ist und zu der wir zugehörig sind, in der wir allerlei Gegenstände besitzen und unterschiedliche Beziehungen führen und in der wir uns anfallenden Aufgaben stellen (ebd.). Alltag wird von Grunwald und Thiersch (2018) als die «Vorderbühne» bezeichnet, auf der sich Menschen bewegen, das Handeln auf ihr ist allerdings von der «Hinterbühne» (Lebenslage) bestimmt (S. 304). Der Alltag ist wohl das, was wir täglich in uns gewohnten Abläufen tun, um – im weitesten Sinne – zu überleben.

Alltäglichkeit

Der Begriff «Alltäglichkeit» bezieht sich auf «alltägliche Wahrnehmungs- und Bewältigungsmuster in ihrer Vielfältigkeit und in ihrem Zusammenhang» (Thiersch, 2020, S. 47). Das Auftreten der Alltäglichkeit «in ihrer unterschiedlichen sozialen und historischen Konkretisierung» und in den unterschiedlichen Sozial- und Erfahrungsräumen» wird als «Alltagswelt» bezeichnet und ist laut Thiersch dem Begriff des «Milieus» ähnlich (ebd.). Grunwald und Thiersch (2018) beschreiben Alltäglichkeit auch als «Modus der Bewältigungsmuster in dem in ihnen [Lebenswelten] gehandelt wird», als die Vorgehensweise also, wie der Alltag bewältigt wird (S. 304).

Aus der Auseinandersetzung mit den Begriffen kann entnommen werden, dass der Alltag und die Alltäglichkeit in der Lebenswelt stattfinden. Demnach ist der Begriff der Lebenswelt umfassender als jener des Alltags und der Alltäglichkeit. Ausserdem unterscheidet sich die Lebenswelt von der Lebenslage, indem sich die Lebenslage auf externe Umwelteinflüsse bezieht und Teil der Lebenswelt ist, die innere Vorgänge beschreibt. Zusammengefasst finden der Alltag und die Alltäglichkeit in der Lebenswelt statt, vor dem Hintergrund der Lebenslage.

In Bezug auf die Transkulturalität kann davon ausgegangen werden, dass die transkulturelle Verfassungen der heutigen Gesellschaft(-strukturen) und Individuen auf alle vier Teilkonzepte Einfluss nimmt. Kultur verstanden als «kollektiv geteiltes Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster», als eine Art «Handlungsanleitung» oder «Handlungsorientierung» (vgl. Kapitel 2.1) beeinflusst automatisch das individuelle «alltägliche Wahrnehmungs- und Bewältigungsmuster», welches sich in der Lebenswelt, im Alltag und in der Alltäglichkeit abzeichnet. Die Transkulturalität auf der Makroebene (die externe Vernetzung von Kulturen) beeinflusst die Lebenslage der Individuen, welche wiederum die Lebenswelt, den Alltag und die Alltäglichkeit beeinflusst.

3.2.2 Lebensweltorientierte Soziale Arbeit

Laut Grunwald und Thiersch (2018) kann «Lebensweltorientierung» einerseits getrennt von der Sozialen Arbeit, als allgemeines Prinzip verstanden werden, welches sich an alltäglichen Lebenswelten orientiert und «Alltäglichkeit» als allgemeine Vorgehensweise des Lebens und Handelns in alltäglichen Lebenswelten auffasst. Der allgemeine Auftrag der Sozialen Arbeit wird mit der Lebensweltorientierung und dem «reflektierten Umgang mit Alltäglichkeit» konkretisiert und sodann als «Lebensweltorientierte Soziale Arbeit» verstanden (S.307). Bezeichnend ist, dass nicht «soziale Probleme, Belastungen im Leben und vielfältige Handlungs- und Verhaltensschwierigkeiten» die Interventionsgrundlage bilden. Die Lebensweltorientierung richtet den Blick nämlich erst auf die

«allgemeinen Strukturen der Lebenswelt(en) und die Normalität von Lebensverhältnissen», von welchen ausgehend besondere Lebensverhältnisse und problematische Handlungsmuster erkundet werden (S. 303). Sie versteht schwieriges, problematisches Verhalten als Versuch, das Leben auch unter erschwerten Bedingungen zu bewältigen. So begegnet sie dem «alltäglichen Eigensinn der Menschen in seinen Bewältigungsstrategien» sowohl mit Respekt als auch mit dem Ziel, «Mögliches, Gelingenderes freizusetzen und gegen verelendete und «bornierte Verhältnisse im Alltag durchzusetzen und zu befestigen» (307). Hierbei wird nicht die Lösung von Problemen angestrebt, sondern mittels Aushandeln unterschiedlicher und teilweise sich widersprechender Lösungsmöglichkeiten ein «gelingenderer Alltag» anvisiert (ebd.). Es geht dabei - im Sinne sozialer Gerechtigkeit – um das Stabilisieren, Verändern oder neu Strukturieren des Alltags (Grunwald & Thiersch, 2016, S. 24). Demzufolge ist der «gelingende Alltag» nicht als statischer Zustand zu verstehen, sondern als ein Kontinuum, welches durch Anregungen von aussen positiv beeinflusst werden kann.

Die Haltung der Professionellen einer Lebensweltorientierten Praxis zeugt von «Liebe», «Vertrauen» und «Neugier». In anderen Worten geht es um die Anerkennung des Gegebenen (Liebe) und zugleich der Erwartung, dass neue Bewältigungsmuster erlernt werden können (Vertrauen resp. Zutrauen) sowie das Interesse daran, Menschen in der Realisierung eigensinniger Lebensentwürfe kritisch zu begleiten und zu unterstützen (Neugier). Dabei steht die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit stets in einem Ambivalenz-Konflikt zwischen «Respekt vor dem Alltag» und der «Destruktion seiner Pseudokonkretheit», das heisst Professionelle der Sozialen stehen stets im Spannungsfeld zwischen ihrem «Expertenwissen» und der «Eigensinnigkeit» ihrer Klientel (Grunwald & Thiersch, 2018, S. 307). Der Begriff «Pseudokonkretheit» bezieht sich auf die Entfremdung der «alltäglichen Welt», die pseudokonkret geworden ist, im Unterschied zum überlieferten Verständnis der Welt (Kosik 1986; zit. in Jonas Kabsch, 2018, S. 84).

Laut Grunwald und Thiersch (2016) kann Soziale Arbeit als «ein Moment in der Realisierung des weiten und allgemeinen Projekt Sozialer Gerechtigkeit» betrachtet werden (S. 30). Die gesellschaftliche Funktion der Sozialen Arbeit ist demnach Soziale Gerechtigkeit herzustellen und somit als Mittel zu verstehen, welches dem Zweck der Sozialen Gerechtigkeit dient.

Dieser Aufgabe geht sie nach, indem sie sich an der Lebenswelt der Klientel orientiert (Grunwald & Thiersch, 2016, S. 28). Da die Lebenswelt immer auch durch gesellschaftliche Strukturen und Ressourcen geprägt ist, nimmt die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit neben anderen Wissenschaftskonzepten Bezug auf die «Analyse von gesellschaftlichen Strukturen». So wird die Lebenswelt als «Schnittstelle von Objektivem und

Subjektivem, von Strukturen und Handlungsmustern» verstanden. Gesellschaftliche Strukturen geben Möglichkeiten und Grenzen vor, für dessen Rekonstruktion es eine «Analyse gesellschaftlicher Entwicklungen», im Besonderen eine Analyse der Folgen der «reflexiven Moderne» (vgl. Kapitel 3.1.4) bedarf. Für die Thematik der vorliegenden Arbeit ist dieses Wissenschaftskonzept von Bedeutung, da es die Relevanz für die Auseinandersetzung mit dem Konzept der Transkulturalität in der Sozialen Arbeit verdeutlicht. Gemäss Grunwald und Thiersch (2008) versucht die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit die «Erfahrungen, die Deutungs- und Handlungsmuster» und die «Lebenswelt» ihrer Klientel zu «rekonstruieren» (S. 19). Hinsichtlich der transkulturell geprägten Individuen bedeutet dies, dass eine Lebensweltorientierte Soziale Arbeit nicht auf der Grundlage einer abstrakten Vorannahme der «Kulturzugehörigkeit» ihrer Klientel handelt, sondern individuell zu verstehen («rekonstruieren») versucht, wie die oder der Klient*in ihre oder seine kulturelle Prägung versteht.

Die individuelle Lebenswelt ist stets in Abhängigkeit mit der gesellschaftlichen Ebene zu verstehen. Das bedeutet, dass die Lebensweltorientierung «die allgemeinen Muster der Lebensbewältigung» in der Prägung und Bestimmung heutiger Gesellschaftsstrukturen erkennt. Sie beschäftigt sich mit den «spezifisch-modernen Spannungen von Gesellschaftsstrukturen und Bewältigungsmustern», die von Individualität, Brüchigkeit der Normen und Vielfältigkeit gekennzeichnet sind (Grunwald & Thiersch, 2008, S. 21-22). Transkulturalität stellt nach Auffassung der Autorin einen Teilaspekt dieser «spezifisch-modernen Gesellschaftsstrukturen» dar.

Laut Grunwald und Thiersch (2016) ist das Verhältnis von Theorie und Praxis wichtig (S. 29). Sie nehmen an, dass Theorie und Praxis Wissensformen sind, die grundsätzlich «verwandte Zugänge zu einer gleichen Wirklichkeit», zu etwas Gegebenem also, darstellen. Beide beschäftigen sich mit Problemlösungen, unterscheiden sich aber in der Art des Zugangs. Der theoretische Zugang widmet sich der Problemlösung, der Ermittlung von Zusammenhängen und deren Hintergründe, indem er «aus der Distanz» beobachtet. Der praktische Zugang widmet sich «der Erledigung unmittelbar gestellter Aufgaben in der Situation» und der Klärung von Hintergründen und Zusammenhängen nur gerade so weit, wie es dafür notwendig ist. Diese unterschiedlichen Zugangsarten sollen deutlich machen, dass es nicht darum geht, «die Theorie von der Praxis zu bestimmen oder die Praxis aus der Theorie abzuleiten». Dem Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit nach sollen «wechselseitige Bezüge, Provokationen, Unterstützungen und Korrekturen» gemacht werden, die für die Entwicklung der Praxis förderlich sind (ebd.). Demnach gilt es sich weder ausschliesslich auf das Praxiswissen noch auf Theoriewissen abzustützen, sondern beide als gegenseitige Ergänzung und

entwicklungsoffen zu betrachten. In Bezug auf die kulturellen Entwicklungen in der Gesellschaft bedeutet das ferner noch, dass beispielsweise Praxiserfahrungen mit transkulturellen Themen letztlich auch die Theoriebildung beeinflussen können.

3.2.3 Herausforderungen der zweiten Moderne

Der Alltags- und Lebensweltbezug des Konzepts wird oft kritisiert, da es sich um etwas Banales und scheinbar allseits Bekanntes handelt (Grunwald & Thiersch, 2016, S. 26). Grunwald und Thiersch (2018) weisen auf die von zunehmender Ausdifferenzierung und Komplexität geprägten Lebensverhältnisse hin, die die Lebensgestaltung und die Integration in die Gesellschaft erschweren (S. 305). In einem kurzen Exkurs wird in diesem Kapitel die Theorie der «reflexiven Modernisierung» behandelt, auf welche das Konzept der Lebensweltorientierung Bezug nimmt.

Der gesellschaftliche Wandel wird in der Theorie mal als Übergangsprozess von der «industriellen» zur «Netzwerkgesellschaft», von der «Moderne» zur «Postmoderne» oder von der «einfachen, ersten Moderne» zur «zweiten, reflexiven Moderne» verstanden und erklärt (Ulrich Beck & Christoph Lau, 2004, S. 107). Beck (1996) vertritt die Theorie der «reflexiven Modernisierung», die besagt, dass sich Modernisierungsprozesse in der zweiten Moderne verselbständigen haben und «unkontrollierbare (Neben)Folgen», wie «Selbstveränderung», «Selbstgefährdung» und «Selbstauflösung von Rationalitätsgrundlagen und Rationalitätsformen» entstehen (S. 65-66). Wird bei der ersten Moderne noch von «linearen» Entwicklungen und «Immer-weiter-Modernisierung» gesprochen, wird bei der zweiten Moderne eine Ungewissheit in Bezug auf zukünftige Entwicklungen erkannt (ebd.).

Mit der Theorie geht Beck den Fragen nach, was sich in der zweiten Moderne auflöst und was entsteht (Beck, 1996, S. 19). Beobachtet wird, dass grundlegende Selbstverständlichkeiten in nahezu allen Bereichen «gesellschaftlichen Handelns» an Gültigkeit verloren haben und deshalb Ambivalenzen in der Gesellschaft hervorrufen. Diese zeigen sich in der unterschiedlichen Auffassung dieser Entwicklungen. Menschen nehmen sie entweder als Verfall oder Krise wahr oder als Chance für Neues (ebd.). Die reflexive Modernisierung meint, dass die Modernisierung zunehmend mit Problemen konfrontiert ist, die sie selbst verursacht (Ulrich Beck & Boris Holzer, 2004, S. 165). Dabei geht es nicht um «Selbsterstörung», sondern um «Selbstveränderung der Grundlagen» der ersten Moderne (Beck, 1996, S. 44).

Für die vorliegende Thematik ist bedeutsam, dass sich die zweite Moderne in Bezug auf die Lebenslage und Lebensführung von der ersten Moderne unterscheidet (Beck, 1996, S. 67). Im Kontext der zweiten Moderne beschreibt Beck (2004) Individualisierungsvorgänge in drei Dimensionen (S. 206). Mit der «Freisetzungsdimension» bezieht er sich

auf die Herauslösung aus historisch vorgegebenen sozialen Formen und Bindungen. Die «Entzauberungsdimension» bezieht sich auf den Verlust von traditionellen Sicherheiten hinsichtlich Handlungswissen, Glauben und Normen. Die Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension meint eine neuartige soziale Einbindung (ebd.). So stellt Thiersch (2014) in diesem Zusammenhang fest, dass die Individualisierung für das Individuum widersprüchlich auftritt, da sie Freiheit zur Selbstbestimmung mitbringt, die das Individuum aufgrund neuer und offener Optionen und fehlender Orientierung an sich auflösenden traditionell überlieferten Lebensformen und Deutungsmustern gleichzeitig überfordern kann (S. 18-19.).

Die dritte Dimension ist die, der «Entgrenzung». Die für die erste Moderne charakteristischen Grenzen, verflüssigen sich zunehmend. Grenzen, die beispielsweise die Berufswelt von der Familienwelt, die traditionellen Frauenrollen von Männerrollen, Nationalstaaten von anderen Nationalstaaten oder das «Wir» von den «Anderen» trennen, verflüssigen sich zunehmend (Alexander Bogner, 2018, S. 96-97). Beck (2004) erkennt eine zunehmende Diversität und Verschmelzungen in Bezug auf Arbeits-, Familien- und Lebensformen sowie Bewegungen der Zivilgesellschaft und der kulturellen Identitäten (S. 16). Wie Welsch (vgl. Kapitel 2.2) erkennt auch Beck (2004), dass Menschen sich in mehreren «nationalen Räumen» bewegen, wodurch Handlungs- und Erfahrungsräume nicht mehr «exklusiv» sind (ebd.). Davon ausgehend, dass Beck mit den Begriffen «Handlungs- und Erfahrungsräume» die «Kultur» meint und unter dem Begriff «exklusiv» das Gleiche versteht, was Welsch mit dem Begriff «statisch» beschreibt, kann festgestellt werden, dass das Konzept der Transkulturalität mit Teilen der Theorie der reflexiven Modernisierung Parallelen aufweist. Beide beschreiben Phänomene der aktuellen Moderne. Sowohl beim Grundverständnis der Sozialen Arbeit als auch bei der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit sowie bei der Theorie der «reflexiven Modernisierung» lassen sich inhaltliche Bezüge zum Konzept der Transkulturalität herstellen. Die Theorie der «reflexiven Modernisierung» thematisiert den grundlegenden Wandel in der Gesellschaft, die Verflüssigung von Grenzen und die zunehmende Unbeeinflussbarkeit der Entwicklungen, welche auch für das Verständnis von lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, die sich auf die Analyse gesellschaftlicher Strukturen und Entwicklungen bezieht, von Relevanz ist. Gerade diese «Transferbewegungen» greift das Konzept der Transkulturalität in der Sozialen Arbeit explizit auf.

4 Spannungsfelder in der psychosozialen Beratung

Im zweiten Kapitel wurde in der Auseinandersetzung mit dem Konzept der Transkulturalität deutlich, dass Welsch einen Paradigmenwechsel anstrebt, der der veränderten Verfassung heutiger Kulturen Rechnung trägt. Die Ausführungen im letzten Kapitels verweisen darauf, dass soziale und kulturelle Veränderungen in der Literatur der Sozialen Arbeit diskutiert werden und in die Theorieentwicklung einfließen. Weiter wurde dargelegt, dass die Soziale Arbeit und somit auch die psychosoziale Beratung, als eine wesentliche Unterstützungsform der Sozialen Arbeit, gesellschaftlichen Entwicklungen unterliegt, respektive dass sie die Aufgabe hat, ihre Interventionen diesen anzupassen (vgl. Kapitel 3). Im folgenden Kapitel werden mögliche Spannungsfelder aufgespürt, die sich in der psychosozialen Beratungspraxis manifestieren können. Im ersten Teil wird die psychosoziale Beratung der Sozialen Arbeit definiert und von der (Psycho-)Therapie abgegrenzt. Abgeschlossen wird das Kapitel mit dem Konzept des «Othering».

4.1 Psychosoziale Beratung der Sozialen Arbeit

Beratung ist ein breiter Begriff, der von der Alltagssprache übernommen und institutionalisiert wurde. So hat sich Beratung, im Zuge von Modernisierungsprozessen in der Gesellschaft und den damit zusammenhängenden Veränderungen, zu einer professionellen Intervention entwickelt, die auftretende Anforderungen und Probleme zu entschärfen versucht (Frank Engel, Frank Nestmann & Ursel Sickendiek, 2014, S. 34). Professionelle Beratung hat sich in ihrer Entwicklung in den sozialen, pädagogischen, psychologischen und medizinischen Arbeitsfeldern ausgedehnt und zu einer zentralen Hilfe- und Unterstützungsform entwickelt. Beratung kann jedoch auch als sogenannte «Querschnittsmethode» im professionellen Handeln von Fachpersonen in der Betreuung, Pflege, Einzelfallhilfe, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit, Erziehung und in der Psychotherapie integriert sein (ebd.). Sie stellt somit entweder die Hauptaufgabe bzw. ein spezialisiertes Angebot oder eine Teilaufgabe im jeweiligen Handlungsfeld von Fachpersonen dar, so auch in der Sozialen Arbeit (Sickendiek & Nestmann, 2018, S. 217). Eine allgemeingültige Definition des Begriffs Beratung ist gemäss Sickendiek und Nestmann angesichts der Verwendungsbreite nicht einfach (S. 218). Sie führen folgende ausführliche Definition als Ansatzpunkt aus:

Professionelle Beratung ist Kommunikation über Fragen, Anliegen und Schwierigkeiten einer Person, einer Gruppe oder Organisation mit jemand inhaltlich Ausgewiesenem (einer Berater*in oder einem Beratungsteam, Online-Beratungs-Tool etc.), der dabei behilflich ist, die Ausgangssituation zu reflektieren, Perspektiven zu erweitern, angemessene Informationen und Lösungsmöglichkeiten zu finden, Entscheidungen vorzubereiten, Belastungen und Krisen besser bewältigen zu können und weitere Handlungsoptionen zu entwickeln. Beratung bietet Klient*innen die Möglichkeit zu „reden“ und Zuhörer*innen zu finden sowie

Information und reflexive Hilfe bei der kognitiven und emotionalen *Orientierung* in schwer durchschaubaren, komplexen Situationen und Lebenslagen. Sie unterstützt Ratsuchende dabei, selbstbestimmt *Entscheidungen* treffen zu können oder sich Optionen bewusst offenzuhalten. Dabei leistet Beratung Beistand für konstruktive Zukunftsüberlegungen und das *Planen* erster Schritte, die aus neu gewonnenen Orientierungen resultieren, und sie begleitet erstes *Handeln* mit Reflexionsangeboten. (ebd.)

Beratung unterstützt somit Klient*innen in Sachen Orientierung, Entscheidung, Planung und Handlung (ebd.). Professionelle Beratung erfolgt auf der Grundlage von fachlich fundiertem Wissen und von methodisch ausgebildeten Beratenden (S. 219). Neben spezifischem Fachwissen oder auch «handlungsspezifisches Wissen», bedarf es bei professioneller Beratung auch an «allgemeines Beratungs- und Interaktionswissen», weshalb auch von einer «Doppelterortung» gesprochen wird (Engel, Nestmann & Sickendiek, 2004, S. 35). Unter Beratungs- und Interaktionswissen werden Kommunikations-, Handlungs-, Veränderungs-, Kontext- und Prozessmodelle sowie Beratungsmethoden verstanden. Das handlungsspezifische Wissen beinhaltet beispielsweise Faktenwissen zur jeweiligen Problemlage, Kausalmodelle, Interventionsformen und gesetzliche Grundlagen (ebd.). Demnach ist das Wissen über transkulturelle Entwicklungen dem «spezifischen Fachwissen» bzw. dem «handlungsspezifischen Wissen» zuzuordnen.

In der psychosozialen Beratung werden die in gegenseitiger wechselwirkender Beeinflussung stehenden «menschlichen Probleme, Schwierigkeiten und Konflikte» und das psychische und soziale Wohlbefinden stets «im Kontext bestehender soziokultureller Lebens- und Umweltbedingungen» erfasst (Vera Bamler, Jillian Werner & Frank Nestmann, 2013, S. 81). Sie gestaltet sich in diesem Sinne nicht nur individuumszentriert, da sie auftretende individuelle Probleme immer auch im jeweiligen umweltlichen Kontext betrachten, in welchen der Mensch interagiert und eingebunden ist (ebd.). Petra Bauer (2016) beschreibt die Problemstellung der psychosozialen Beratung als belastende Lebenszusammenhänge von Menschen, die zu innerpsychischen Krisen führen können, sowie als Konflikte in und mit der sozialen Umwelt, deren Bewältigung ohne Unterstützung nicht mehr möglich ist (S. 382-383).

Unter dem Begriff «Umwelt» wird die komplexe Zusammensetzung von Handlungs- und Lebensraum verstanden, die sich wie folgt unterscheiden lässt:

- Die physikalische-natürliche Umwelt (Natur) und physikalisch gebaute Umwelt (Wohnung, Arbeitsplatz, Siedlung, Medien, Transportwege)
- Die soziale Umwelt (gesellschaftliche, kulturelle und politische Institutionen und Organisationen, Gesellschaften, Familie samt deren Interaktionen und Transaktionen)

- Die wirtschaftlich-ökonomische Umwelt (politisch-wirtschaftliches System, individuelle wirtschaftliche Situation). (Franz-Christian Schubert, 1999, S. 106-107)

Die Begriffe «Umwelt» oder eben der «Handlungs- und Lebensraum» sind nach Auffassung der Autorin mit den in der Lebensweltorientierung verwendeten Begriffen «Lebenswelt und Lebenslage» gleichzusetzen.

Das Ziel der psychosozialen Beratung liegt somit darin, zwischen der Person und den «umweltlichen Rahmenbedingungen» zu unterscheiden und zugleich die Zusammenhänge zu erfassen, um so den gegenseitigen Einklang anzustreben (Cornelia Nusslestein, 2006, S. 85).

In der heutigen global vernetzten Gesellschaft kann davon ausgegangen werden, dass alle drei Kategorien der Umwelt transkulturell geformt sind. Dementsprechend ist nicht nur das Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, sondern auch der Handlungs- und Lebensraum der Menschen transkulturell.

4.2 Abgrenzung von Beratung und Psychotherapie

Sowohl die Beratung als auch die Psychotherapie beschäftigen sich mit der seelischen Verfassung, emotionalen Belastungen sowie der persönlichen Biografie und Konflikten der Klientel. Dementsprechend sind die Gemeinsamkeiten auf der Handlungsebene gross (Ruth Grossmass, 2014, S. 89-90). Die Grundlage und damit die grösste inhaltliche Überschneidungsfläche bilden vier psychologische Grundkonzepte, auf die sich sowohl die Psychotherapie wie auch die psychosoziale Beratung stützen. Aufgrund dieser theoretischen Nähe ist die Abgrenzung schwierig und teils widersprüchlich (Anette Boeger, 2018, S. 15).

Das Gesamtsetting betrachtend, sind dennoch auch deutliche Unterschiede zu erkennen. Die Psychotherapie ist der medizinischen Versorgung angegliedert und wird – wie andere ärztliche Leistungen – über die zuständigen Versicherer finanziert (Grossmass, 2014, S. 90). Entsprechend wird bei der Psychotherapie als anerkanntes Verfahren ein Studium in der Psychologie oder Medizin vorausgesetzt und die *Behandlung* von Störungen mit Krankheitswert angestrebt, wie beispielsweise neurotische Störungen und Konflikte sowie seelische Behinderungen (Boeger, 2018, S. 16). Die Psychotherapie orientiert sich an sogenannten Störungen mit Krankheitswert, bei welchen die Behandlung eine Heilung zum Ziel hat. Die Beratung andererseits stellt ein Unterstützungsangebot dar, das in spezifischen Lebensweltkontexten Orientierungs-, Planungs-, Entscheidungs- und Bewältigungshilfe anbietet. Sie hat im Unterschied zur Psychotherapie keinen kurativen Anspruch, sondern ist entwicklungsorientiert und kann auch präventiv wirken (ebd.). Die (psychosozialen) Beratungsangebote sind in verschiedenen

gesellschaftlichen Systemen zu finden. Je nach kulturellem oder sozialem Kontext, welchem die Beratungseinrichtungen zugeordnet sind, entsteht die thematische Eingrenzung der Beratung (Familienberatung, Schuldenberatung, Suchtberatung etc.). Die Finanzierung erfolgt in der Regel aus öffentlichen Mitteln und ist somit für die Klientel kostenlos (Grossmass, 2014, S. 90). Gemäss Engel, Nestmann und Sickendiek (2004) kann je nach Fokus und Kontext sowohl die Beratung Teil von Psychotherapie als auch Psychotherapie Teil der Beratung sein (S. 37). Beratung und Psychotherapie kann voneinander unabhängig sowie parallel oder nacheinander erfolgen. Sie können aber auch vernetzt und kooperativ stattfinden, indem beispielsweise die Beratung auf die bevorstehende Psychotherapie vorbereitet (ebd.). Entsprechend können Beratung und Psychotherapie als einander ergänzend betrachtet werden.

Gemäss Boeger (2018) bilden Dauer, Kosten, Zugangswege und Anwendungsfeld sowie die Zielsetzung Abgrenzungskriterien (S. 17). Sie stellt abschliessend fest, dass eine klare Abgrenzung genau genommen nicht möglich ist, da Störungen mit Krankheitswert und beeinträchtigende Konflikte in der Lebenswelt oftmals ineinander übergehen (ebd.). In diesem Zusammenhang lässt sich aus den vorhergehenden Ausführungen ergänzend anmerken, dass es für Professionelle der Sozialen Arbeit in der Beratungsfunktion dennoch wichtig scheint, sich über die Grenzen ihrer Handlungsmöglichkeiten bewusst zu sein, sodass sie bei Bedarf ihr Klientel in eine Therapie triagieren.

4.3 Bedeutung von Kulturalität und Diversität in der psychosozialen Beratung

Die kulturelle Prägung eines Individuums hat, so wie Sprache oder Religiosität, auf verschiedene, für die psychosoziale Beratung relevante Aspekte, Einfluss. So zum Beispiel welche Bedeutung psychische Erkrankungen in einem bestimmten Kulturraum haben könnten (Jutta Bierwirth & Abdoulaye Amadou, 2013, S. 76). Gemäss Wolfgang Richtien (2014) stellt das Beratungsgespräch eine Auseinandersetzung über «Realitätsdeutungen» dar, wie beispielsweise über Normalität, Gesundheit, Krankheit oder Beziehungsgestaltung (S. 334). Eine «kulturell differente Beratungskonstellation» ist dementsprechend eine «diskursive Konfrontation differenter Realitätsdeutungen», welche sich in den kulturell verschieden codierten Emotionen, sozialen Beziehungen, Bewertungen, Handlungsmöglichkeiten unterscheiden (ebd.). Von einem transkulturellen Verständnis ausgehend, kann schlussgefolgert werden, dass Beratungskonstellationen immer «kulturell different» sind, da auch bei einer Konstellation von ausschliesslich beispielsweise «Schweizer*innen» oder «Eriträer*innen» davon ausgegangen werden kann, dass alle kulturell vielfältig geprägt sind.

Laut Sickendiek und Nestmann (2018) ist auf die zunehmende Diversität der Klientel im Beratungsprozess einzugehen, was in der Praxis oftmals vernachlässigt wird (S. 228). Sie merken an, dass der Diskurs über Diversität die «Unterschiedlichkeit der Klientel» aus einer neutralen Perspektive beleuchtet, während der Differenzbegriff mit der sozialen Ungleichheit unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen im Zusammenhang mit sozialen Vor- und Nachteilen in Verbindung steht. So beschäftigt sich «Differenz» mit Themen, wie Diskriminierung, Exklusion, soziale (Un-)Gerechtigkeit einerseits in Bezug auf Problem- und Lebenslagen der Klientel und andererseits in psychosozialen Versorgungsstrukturen. Folglich kann psychosoziale Beratung auch diskriminierend wirken, wenn Zuschreibungen oder Vorannahmen unreflektiert bleiben und eine «offene Beratungsbeziehung» beeinträchtigen (ebd.). Den Ausführungen nach, ersetzt die Auseinandersetzung mit «Differenzen» keineswegs diejenige der «Diversität». Sie betrachten die Unterschiede der Menschen aus jeweils anderen Blickwinkeln. In der Beratung gilt es Differenzthematiken weitestmöglich zu berücksichtigen, ohne die Klientel auf diese Thematiken zu reduzieren.

4.4 Kulturell bedingte Voraussetzungen und Einflussfaktoren in der psychosozialen Beratung

«Psychosoziale Beratungen thematisieren und bearbeiten (...) nicht nur die Spannungsfelder ihrer Klientel, sondern sie bewegen sich auch selbst darin» (Heike Schnoor, 2013, S. 9). Mit dieser Aussage verweist Schnoor auf die verschiedenen Einflussfaktoren, wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen oder die persönlichen Einstellungen, die sich auf Beratungsprozesse auswirken und die Wahrnehmungen, Haltungen und Einstellungen sowohl der Beratenden als auch der Klientel beeinflussen. Aufgrund dieser sozialen Einbettung kann Beratung nicht als eine neutrale, unbefangene Unterstützungsform betrachtet werden (ebd.). Ausgehend davon, dass die verschiedenen Einflüsse in Beratungssituationen zu Spannungen führen und Beratungen beeinträchtigen oder gar verhindern können, werden nachfolgend gesellschaftliche und individuelle Voraussetzungen und Einflüsse in der psychosozialen Beratung beleuchtet, die sich zu möglichen Spannungsfeldern entwickeln können.

4.4.1 Kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen

Laut Nestmann, Engel und Sickendiek (2014) zeigt sich, dass, sowohl in der theoretischen Diskussion als auch in den Praxisangeboten, die Beratung sich kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen stellt und auch die Pflicht dazu hat (S. 38). Ohne diese Bereitschaft und Fähigkeit zur Veränderung und damit ohne das Wissen über veränderte Lebens- und Alltagskontexte hätte die Beratung keinen bedürfnisgerechten Nutzen für

ihre Klientel. Zudem würden Beratende dazu neigen, rationale Entscheidungen durchzusetzen und damit Sicherheit herzustellen, statt «positive Nichtentscheidungen» zu erlauben und auch «intuitives Handeln» zuzulassen (S. 39). Auch Rudolf Sanders (2007) beschreibt die Herausforderungen, welchen der «moderne Mensch» gegenübersteht (S. 798). Der zunehmende Verlust überlieferter Verhaltensmuster, Bräuche und Traditionen geht einher mit dem Verlust der alles deutenden «kollektiven Sinnstruktur» (S. 799). Damit beschreibt Sanders indirekt die fortschreitende Auflösung von klar voneinander abgrenzbaren, «reinen» Kulturen. Er spricht vom Verlust herkömmlicher Verhaltensmuster, Bräuche und Traditionen sowie der «kollektive Sinnstruktur», bei welchen auszugehen ist, dass sie zunehmend transkulturell geprägt sind.

Gemäss Sanders (2007) hat der «moderne Mensch» entsprechend die Wahl, aus einer Vielzahl von Möglichkeiten, für sich das Passendste auszusuchen, wobei er «mit den Problemen der Vieldeutigkeit und Vielseitigkeit von Optionen, der Ambivalenz von Situation und Perspektiven sowie dem Zusammenfallen von Chancen und Risiken» konfrontiert ist (ebd.). Nestmann, Engel und Sickendiek (2014) ziehen das Fazit, dass Beratende selbst sowie ihre Klientel mit zunehmender Unsicherheit, Unvorhersagbarkeit, Nichtwissen, Vieldeutigkeit und Paradoxien konfrontiert sind, während Sicherheit, Vorhersagbarkeit, Planbarkeit und Eindeutigkeit abnehmen (S. 42).

Aus den Ausführungen geht hervor, dass sich Beratende in einem Spannungsfeld zwischen dem «Nichtwissen» und der «professionellen Beratung» bewegen, die bei Orientierungs-, Entscheidungs-, Planungs- und Handlungsfragen unterstützt. Nestmann, Engeln und Sickendiek (2014) sprechen auch von der «Beratung zwischen Unvorhersagbarkeit und Planungssicherheit» (S. 42).

Die zunehmende Unsicherheit, Unvorhersagbarkeit, Nichtwissen, Vieldeutigkeit und Paradoxien treffen dem Verständnis der Autorin nach auch in Bezug auf die kulturelle Zugehörigkeit, Orientierung oder Prägung der Menschen zu, da diese zunehmend ausdifferenzierter und vielfältiger ist. Dementsprechend kann nicht auf «bewährtes Wissen» über bestimmte Kulturen zurückgegriffen werden, da es keine «kulturelle Eindeutigkeit» gibt bzw. eine «kulturelle Homogenität» immer weniger den realen Gegebenheiten entspricht. Dies trifft sowohl auf die Beratenden zu als auch auf die Klientel.

4.4.2 Individuelle Vorurteile

Für alle Menschen, unabhängig vom kulturellen Kontext, der Zugehörigkeit einer Minderheit oder Mehrheit oder dem Demokratisierungsgrad einer Gesellschaft, bilden Vorurteile und Stereotype eine Falle für die Wahrnehmung und Bewertung von Menschen. Allein die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Gruppe, die nicht die eigene ist, bietet

Menschen eine Grundlage zur Abwertung und Generalisierung negativer Gefühle, Einstellungen oder Verhaltensweisen auf die «fremde» Gruppe, die auch «Outgroup» genannt wird (Andreas Zick & Beate Küpper, 2011, S. 56). Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die eigene Mitgliedschaft zu einer «Eigengruppe», der sogenannten «Ingroups», in der Vorurteile entstehen können so wie auch die Aufteilung in ein «du» und ein «ich» hervorgehoben werden (ebd.).

Laut Zick und Küpper (2011) werden Vorurteile auf der Grundlage der Mitgliedschaft zur Eigengruppe geäußert, weshalb sie auch als Ausdruck kollektiver Bindung betrachtet werden können (S. 56). Ein Vorurteil beschreibt individuelle Meinungen, Gefühle und Haltungen von Menschen, die diese äussern und beinhaltet einen emotionalen, einen kognitiven und meist einen verhaltensbezogenen Anteil. Der emotionale Anteil zeigt sich in Antipathie, der kognitive in der Zuschreibung von negativen Eigenschaften und Minderbewertung der «Outgroups». Der verhaltensbezogene Anteil zeigt sich in «der Tendenz aus der Einstellung gegebenenfalls auch Taten folgen zu lassen» oder dies zumindest zu beabsichtigen (ebd.). Vorurteile umfassen drei Elemente, die im nachfolgend ausgeführt werden.

Das erste Element stellt die «Kategorisierung und Bewertung» dar. Kategorisierungen werden aufgrund von faktisch gegebenen oder auch nur von aussen zugeschriebenen Merkmalen gemacht und finden grösstenteils unbewusst und automatisch statt (Zick & Küpper, 2011, S. 57). Kategorisierungen haben eine psychologische Funktion, da sie den Verarbeitungsprozess der Informationen, die von der sozialen Umwelt gewonnen werden, beschleunigen und vereinfachen. Dabei hängt es von der Situation und dem Kontext ab, wie zugänglich und präsent Kategorisierungen im Gehirn sind. Wird in der Öffentlichkeit häufig über eine bestimmte Menschengruppe gesprochen, zum Beispiel über «Ausländer*innen», steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen nach diesem Merkmal kategorisiert werden, während andere Merkmale, wie Geschlecht oder Kleidung, in den Hintergrund rücken. Dabei ist entscheidend, ob diese Merkmale als positiv oder negativ respektive die Vielfalt der Menschen als gewinnbringend oder als Bedrohung bewertet werden. Wird diese als positiv bewertet, steigt die Identifikation mit der gemischten Gruppe (Rolf Van Dick et. al, 2008; zit. in Zick & Küpper, 2011, S. 57). Folglich würde das Auf- und Abwerten der In- und Outgroups abnehmen (Zick & Küpper, 2011, S. 57). Als zweites Element folgt die «Stereotypisierung», worunter das Zuschreiben von meist negativen Merkmalen und Eigenschaften zu einer bestimmten Kategorie fällt. Ob aus der instinktiven Kategorisierung in einem zweiten Schritt eine Stereotypisierung folgt, entscheidet die kognitive Auseinandersetzung. Durch die kognitive Auseinandersetzung respektive das Reflektieren können Kategorien und die damit

zusammenhängenden Stereotype über eine bestimmte Gruppe überdacht werden (Zick & Küpper, 2011, S. 57-58). Rudolf Leiprecht (2011) spricht in diesem Zusammenhang von einer «kontrollierten Verarbeitung» von stereotypen Bildern mittels Aufmerksamkeit, Überlegungen oder Hinweisen Dritter, womit die routinierte Wahrnehmung Aneignung und die Reproduktion von Stereotypen abgefangen werden kann (S.137). Zum Schluss folgt die «Bewertung». Inwieweit wir die einer bestimmten Gruppe zugeordneten Eigenschaften, Verhaltensweisen und Einstellungen als negativ oder positiv bewerten, zu der wir eine bestimmte Person aufgrund von Merkmalen kategorisiert haben, unterliegt der bewussten Kontrolle. Bewertungen und somit Vorurteile können sowohl negativ als auch positiv ausfallen. Zudem gibt es positiv ausgedrückte Bewertungen, die allerdings eine Abwertung implizieren (Zick & Küpper, 2011, S. 58).

Vorurteile als solche zu identifizieren ist oftmals nicht einfach, da sie nicht nur offen und direkt erscheinen. Aus sozialpsychologischer Perspektive sind Vorurteile als solche zu betrachten, wenn Einzelfälle mit einer gesamten Gruppe in Verbindung gebracht werden oder allein aufgrund der tatsächlichen oder möglichen Gruppenzugehörigkeit, Personen in die Verantwortung für Taten anderer Mitglieder gezogen werden. Verallgemeinerungen und Pauschalurteile bilden Anhaltspunkte für die Identifizierung von Vorurteilen (Zick & Küpper, 2011, S. 59). Laut Alexander Thomas (2006) haben verschiedene Forschungsarbeiten gezeigt, dass Vorurteile eine Orientierungs-, Anpassungs-, Abwehr-, Selbstdarstellungs-, Abgrenzungs-, Identitäts-, Steuerungs- und Rechtfertigungsfunktion, übernehmen (S. 4-5).

Die Handlungsfähigkeit, die Kontrolle über sich und die Umwelt sowie eine sichere Orientierung beizubehalten, sind Grundbedürfnisse der Menschen. Diesem Grundbedürfnis wird mittels Vorurteile nachgegangen, da diese in der komplexen sozialen Umwelt rasch und vermeintlich präzise Orientierung bieten. Vorurteile bewirken, dass Menschen sich schnell an bestimmte (soziale) Lebensbedingungen anpassen, wie beispielsweise führende Meinungen, Wert- und Normvorstellungen oder Handlungsregeln. Folglich können sie zu sozialer Belohnung, Zuwendung und Anerkennung verhelfen und umgekehrt soziale Bestrafung, wie Beschimpfungen und Ausgrenzung, verringern. Mittels Vorurteile können ausserdem Schuldgefühle, innerpsychische Konflikte und Selbstkritik abgewehrt sowie ein positives Selbstbild bewahrt werden. Menschen gelangen zu einer positiven Selbsteinschätzung, indem sie Personen oder Gruppen mit Abwehr, Abwertung und Diskriminierung, die Vorurteile ermöglichen begegnen. Demzufolge sind Vorurteile Bestandteil eines Vergleichsprozesses. Vorurteile erfüllen im Weiteren die Funktion der Selbstdarstellung, mit welcher ein positiver Eindruck beim Gegenüber angestrebt wird. Vorurteile können einen als «Wissender, als Kenntnisreicher und als kompetent

Urteilender» vor anderen wirken lassen unter der Voraussetzung, dass sie die «vorurteilsbehafteten Einstellungen» teilen (ebd.). Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die gegenseitige Sympathie steigt mit gemeinsam geteilten Vorurteilen. Sie schafft eine klare Grenzlinie zu Outgroups und stärkt damit das Wir-Gefühl in der Ingroup sowie die eigene Identität und Position in der Gruppe. Vorurteile steuern schliesslich das Verhalten gegenüber Outgroups oder auch Objekten und Sachverhalten. Sie geben einen Rechtfertigungsgrund für das vorangegangene Verhalten (ebd.).

Aus der Auseinandersetzung kann schlussgefolgert werden, dass das Bilden von Vorurteilen eine instinktive Komponente hat, die ausserdem einer psychologischen Funktion dienen, welche der Erfüllung psychischer Bedürfnisse bestrebt ist.

4.4.3 Kulturalisierung

Mit Kulturalisierung ist laut Thomas Eppenstein (2007) das auf die kulturelle Zugehörigkeit beruhende Festlegen des «Anderen» gemeint (S. 32). Problematisch ist dabei, dass der Charakter der Menschen auf diese angenommene Kulturzugehörigkeit, zurückgeführt wird (Rebekka Ehret, 2009, S. 51). Mit diesem Rückschluss werden Personen die Fähigkeit abgesprochen, «Herrscher» des eigenen Denkens und Verhaltens zu sein (ebd.). Die Kritik der Kulturalisierung zeigt ausserdem auf, dass soziale Probleme nicht auf kulturelle Differenzen zurückgeführt werden dürfen (Eppenstein, 2007, S. 32). Kulturalisierung führt somit dazu, dass Menschen als ein von Kultur geformtes «Objekt», statt als ein individuell handelndes Subjekt betrachtet werden (Monika Eicke & Bettina Zeugin, 2007, S. 19).

Gemäss Eva van Keuk und Cinur Ghaderi (2011) verbinden Menschen Erfolge, zum Beispiel in psychotherapeutischen Prozessen, für gewöhnlich mit individuellen Faktoren, während Schwierigkeiten auf kulturelle Unterschiede zurückgeführt werden (S. 149). Wie eine Studie zeigte, geraten in solche Kulturalisierungsfallen, in welchen kulturelle Differenzen für schwierige Prozesse verantwortlich gemacht werden, sowohl Berater*innen als auch die Klient*innen (Gün, 2007 zit. in; Van Keuk & Ghaderi, 2011, S. 150). Kulturalisierungen können in Interaktionssituationen zu gegenseitigen «kulturellen Irritationen» zwischen der Klientel und den Fachpersonen führen. Hinter solchen Irritationen stehen kulturelle Vorannahmen, die sich in der weiteren Interaktion als falsch erweisen. Das Wahrnehmen der Differenz zwischen den eigenen Vorannahmen und unerwarteten Sichtweisen, Haltungen, Konflikte der Klientel, führt zu Irritation. Dabei können der Beratungsperson eigene kulturelle Prägungen blinde Flecken oder einseitige Sichtweisen ins Bewusstsein treten. (Ghaderi & Van Keuk, 2013, S. 71-72). Blinde Flecken, bleiben laut Ehret (2009) bestehen, solange (kulturelle) Diversität nicht als «Grundbedingung

modernen Lebens», sondern als Problem und Konfliktpotential wahrgenommen wird (S. 53).

Laut Eppenstein (2008) wird mit Kulturalisierungen «Kultur als homogene Herkunftskultur» begriffen, dadurch die Vielfaltigkeit von kulturellen Prägungen reduziert und das individuelle Kulturverständnis des Einzelnen ausgeklammert (S. 32). Weiter wird mit Kulturalisierungen die Andersartigkeit der oder des «Anderen» festgeschrieben bzw. wird Andersartigkeit kollektiviert, also einer ganzen Gruppe übergestülpt. Die nationalen, ethnischen und/ oder kulturellen Zugehörigkeiten bilden Differenz markierende Merkmale ab, welche ebenfalls zu Fest- und Zuschreibungen führen können. So werden auch Strukturprobleme, wie beispielsweise soziale Ungleichheit, auf eine nationale, ethnische oder kulturelle Ebene reduziert. Von Seiten der aufgeklärten Ethnologie wird deshalb ein «hermeneutischer», ein «verstehender» Ansatz empfohlen (ebd.). Die Anerkennung der kulturellen Unterschiede kann sich einerseits förderlich auf die Bekämpfung von Rassismen auswirken, andererseits kann gleichzeitig genau eben dieser Fokus auf kulturellen Unterschieden kontraproduktiv wirken. Dies, indem es diese kulturellen Unterschiede reproduziert, wenn beispielsweise aufgrund kultureller Merkmale vermeintliche Unvereinbarkeiten festgestellt werden, die wiederum die Legitimation sozialer Differenzen fördert (ebd.). Eine transkulturell sensibilisierte Haltung könnte Prozesse der Kulturalisierung verhindern, da jener ein «Denken in Grenzen» zugrunde liegt, welches das Konzept der Transkulturalität aufhebt. Die internationale Vernetzung der Kulturen einerseits und die individuelle, vielfältige und einzigartige individuelle Prägung der Individuen andererseits lassen erkennen, dass Kulturalisierungen sinnlos sind.

4.5 «Othering»-Prozesse

Vorurteile und Kulturalisierungen lassen sich mit dem Konzept des «Othering» zusammenfassen und erklären. Gemäss Leonore Lerch (2011) erklärt das Konzept des «Othering» Prozesse, respektive Mechanismen, bei denen Menschen zu «Anderen», «Fremden» gemacht werden (S. 11). Während die «Anderen» konstruiert, klassifiziert und sichtbar gemacht werden, wird die eigene Position nicht markiert (ebd.). Dies führt zur Hervorhebung und Aufwertung der eigenen sozialen Position, während den «Anderen» durch das «Othering» eine minderwertige(re) Position zugeteilt wird (Lerch, 2019, S. 54). Somit stellt das «Othering» Dominanz her und bildet eine Diskriminierungsgrundlage (ebd.). Demnach wird «Othering» als ein negativer Prozess verstanden, da aus dieser Aushandlung zwischen dem «Selbst» und den «Anderen», eine Abwertung der anderen Seite resultiert. Aus diesem Blickwinkel betrachtend, führen Kulturkonzepte, wie Multikulturalität und Interkulturalität insofern zu «Othering», da beide von Kulturen als in

sich geschlossene Systeme ausgehen (vgl. Kapitel 2). So scheinen auch spezifische Beratungsansätze, wie beispielsweise «interkulturelle» oder «kultursensible» Beratung (kulturelle) Differenzen zu setzen oder zumindest zu betonen und unterliegen somit tendenziell Prozessen des «Othering».

Oft finden «Othering»-Prozesse nicht mit negativer Absicht statt. Ein geläufiges Beispiel ist die Frage nach der Herkunft, welche zwar harmlos erscheint, allerdings das gesellschaftlich überlieferte Denken in «Rasse-Kategorien» verdeutlicht. Die Frage macht das Gegenüber automatisch zu einer oder einem «Anderen» (Alexander Thattamanni-Klug, 2015, 152-153). Die ursprüngliche Intention ist dabei nicht relevant, da «Othering» in jedem Fall Auswirkungen beim Gegenüber hat (S. 155). Dennoch ist das «Differenzieren» laut Thomas Eppenstein und Doron Kiesel (2008) erforderlich, um den Besonderheiten und Unterschieden der Menschen Rechnung zu tragen (S. 181). Dabei stellt das «Differenzieren» nicht die Realität dar. Je nach Differenzierungskriterium geht es um ein spezifisches Strukturieren und Konstruieren der Realität. Allerdings liegt darin auch die Schwierigkeit, da das «Differenzierte», die Konstruktion der spezifischen Realität, so auch «real verfestigt» wird. In diesem Spannungsfeld bewegt sich die Soziale Arbeit seit jeher, da sie einerseits Differenzen als Ursache für Ausgrenzung und Benachteiligung kritisch betrachtet, andererseits sich an denselben Differenzen für ihre Interventionen orientiert (ebd.) So ist die Soziale Arbeit laut Berufskodex dazu verpflichtet, sich gegen Diskriminierung und Ausgrenzung einzusetzen, ethnische und kulturelle Unterschiede zu achten und Verschiedenheiten von Menschen, Gruppen oder Gemeinschaften zu berücksichtigen (AvenirSocial, 2010, S. 9). Demnach ist es die Aufgabe Sozialer Arbeit Differenzen zu beobachten und zu minimieren. Gleichzeitig hat sie Differenzen auch zu akzeptieren oder als Ansatzpunkt für ihre Interventionen anzusehen. Im Umgang mit diesem Spannungsfeld zwischen «Konstruktion und Dekonstruktion» von Differenz werden laut Eppenstein und Kiesel (2008) verschiedene Strategien diskutiert (S.181). Eine verfolgt beispielsweise die Auflösung von Differenz und die Verschiebung des Fokus auf die Gemeinsamkeiten. Eine weitere steht dafür, «Differenz» nicht mehr negativ zu bewerten, sondern von einer «egalitären Andersartigkeit» auszugehen (ebd.). Ähnliches diskutieren Ghaderi und Van Keuk (2013) in Bezug auf das Differenzieren auf kultureller Ebene (S. 73). Sie halten fest, dass weder ein kulturspezifischer noch ein kulturneutraler Ansatz in der psychosozialen Beratung zutreffend ist, da weder die Annahme, dass ausschliesslich die kulturelle Prägung das Denken und Handeln bestimmt noch die Hypothese, dass Kultur keineswegs Einfluss habe, zureichend sind (S. 73). Auch Richtien (2014) kommt in seiner Auseinandersetzung mit «kultureller Diversität und Realitätsdeutungen» zum Schluss, dass sowohl die Vernachlässigung als auch die Betonung von

«kulturspezifischen Differenzen» in der Beratung problematisch sein können (S. 339). Laut Richtien ist das Problematische in beiden Fällen, dass implizierte Erwartungen und Vorstellungen unhinterfragt in die Interventionsstrategien und -techniken einfließen (ebd.). Damit meint Richtien, dass die Wahrnehmung «des Anderen» sozial konstruiert und zur «reduktionistischen Typisierung» neigt (S. 33). Aus den bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass sich die Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen der Anerkennung von Differenzen und Reproduktion dieser Differenzen bewegt.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen, die Reproduktion von Differenzen sowie Kulturalisierungen, Einflussfaktoren für mögliche Spannungsfelder bilden. Für Beratungssituationen sind sie von hoher Bedeutung, da sie die Professionalität der Beratenden erproben. Es sind Herausforderungen, die sich im Beratungsprozess in transkulturellen Lebenskontexten zeigen und eine hohe Sensibilität erfordern.

5 Transkulturell kompetent in der psychosozialen Beratung

Aus dem vorherigen Kapitel wurde klar, dass die Thematisierung resp. De-Thematisierung von «Kultur» ein Spannungsfeld darstellen kann. Beide dieser zwei Pole bringen Vor- und Nachteile mit sich. Laut Eppenstein (2007) ist neben dem «kulturellen Wissen» und dem «Verzicht auf kulturelles Wissen» eine dritte, übergeordnete Ebene bedeutsam, nämlich «das Wissen um Kulturverständnisse» (S. 35). Dabei geht es um ein «Wissen zweiter Ordnung», die eine Reflexion über «Kultur» auf Metaebene gewährt (ebd.). Es gilt also auch unterschiedliche Kulturverständnisse und die damit zusammenhängenden Folgen und Nebenwirkungen, die für die soziale Praxis von Bedeutung sind, zu erkennen (S. 34). Diese Reflexion über Kulturverständnisse, das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten, lässt erkennen, dass die «Differenzlinien» historisch und sozial konstruiert sind und sich immer auch ganz anders hätten entwickeln können bzw. entwickeln könnten (S. 36). In diesem Kapitel soll anhand von Kompetenzen ein idealtypischer Umgang mit Transkulturalität in der psychosozialen Beratung skizziert werden. Darauf folgt ein fiktives Fallbeispiel, anhand welchem die Kompetenzen durchgespielt werden.

5.1 Transkulturelle Kompetenz

Die stetigen Veränderungen, Entwicklungen, Neubildungen und Anpassungen in der heutigen Gesellschaft führen dazu, dass Wissen immer schneller veraltet und folglich an Gültigkeit verliert (Eicke und Zeugin, 2007, S. 37). Dementsprechend bedarf es neuen Kompetenzen, um ein verantwortungsbewusstes und reflektiertes Handeln sichern zu können (ebd.). Für einen professionellen Umgang mit Transkulturalität wird die «transkulturelle Kompetenz» diskutiert.

Eicke und Zeugin (2007) fassen für ein transtranskulturelles Verständnis folgende fünf Herausforderungen zusammen (S. 29):

1. Kultur kann nicht als homogene Einheit, sondern soll als ein dynamischer Prozess in einer Gesellschaft verstanden werden.
2. Kulturelle Praktiken und Lebensstile sind transkulturell, d. h. sie vernetzen und vermischen sich über nationale Grenzen hinaus und sind als solche zu interpretieren.
3. Die Differenz zwischen «Eigenem» und «Fremdem» gilt es zu relativieren.
4. Gesellschaftliche Diversität gilt es, wahrzunehmen und zu interpretieren.
5. Alle Menschen verfügen über diverse kulturelle Prägungen und eine komplexe Identität, diese transkulturelle Prägung der Individuen ist zu respektieren.

Transkulturelle Kompetenz definiert Domenig (2007) als «die Fähigkeit, individuelle Lebenswelten in der besonderen Situation und in unterschiedlichen Kontexten zu erfassen, zu verstehen und entsprechende, angepasste Handlungsweisen daraus abzuleiten» (S. 178). Daraus schliesst er, dass transkulturell kompetente Fachpersonen eigene lebensweltliche Prägungen und Vorurteile reflektieren und die Fähigkeit ausbilden, die Perspektive anderer zu deuten und dabei Kulturalisierungen und Stereotypisierungen zu vermeiden (ebd.). So beschränkt sich transkulturelle Kompetenz etwa nicht auf Wissen über bestimmte Länder oder spezifische kulturelle und ethnische Werte und Normen (Eicke und Zeuglin, 2007, S. 37). Vielmehr besteht transkulturelle Kompetenz im Wesentlichen aus einer sogenannten «transkulturell kompetenten Interaktionsfähigkeit», die auf «Selbstreflexion, Hintergrundwissen und Erfahrung sowie narrative Empathie» baut (Domenig, 2007, S. 174). Drei Elemente der transkulturellen Kompetenz sind dabei bedeutsam.

Selbstreflexivität

Gemäss Domenig (2007) bedarf es für das bessere Einordnen und Verstehen von individuellen Lebenswelten einen selbstreflexiven Umgang mit der eigenen Lebenswelt (S. 174). Das bedeutet, dass Fachpersonen ihre eigene Lebenswelt, ihre Werte und ihre aus den Erfahrungen resultierenden Sichtweisen immerzu reflektieren und dabei auch hinterfragen müssen (ebd.). Dies geschieht, indem Unbewusstes und Selbstverständliches bewusst gemacht wird, sodass Annahmen nicht unhinterfragt bleiben und als «normal» betrachtet werden. Neben der Kenntnis der eigenen Lebenswelt und deren Hintergründe gilt es ausserdem, sich die Lebenswelt der Klientel bewusst zu machen und diese möglichst wertneutral zu erfassen. Transkulturelle Kompetenz weist sich durch einen konstruktiven Umgang mit «neuartigen Erfahrungen» aus, was die Bereitschaft und Offenheit voraussetzt, eigene Sichtweisen und Handlungsmuster zu hinterfragen sowie stets einen Perspektivenwechsel vorzunehmen. Zwar ist es nie möglich, sich absolut in die Lage einer anderen Person hineinzusetzen und ihre Perspektive zu erfassen, aber es kann die Fähigkeit, sich mental einer anderen Lebenswelt anzunähern, trainiert werden. Erst mit dem Bewusstsein über die eigene Lebenswelt (und damit der kulturellen Prägung), also der eigenen transkulturellen Ausgangslage, und der wertneutralen Erfassung der Lebenswelt des Gegenübers kann die Gesamtsituation beurteilt und die passende Interventionen geplant werden (S. 175-176).

Hintergrundwissen und transkulturelle Erfahrungen

Das in der transkulturellen Kompetenz vorausgesetzte Hintergrundwissen, stützt sich nicht auf kulturspezifisches Wissen, sondern auf generelle und auf alle Menschen

anwendbare Konzepte. Zum Hintergrundwissen gehört beispielsweise theoretisches Wissen über Kultur, Migration, Integration, Grundrechte und Menschenrechte, die den Abbau von Stereotypisierungen und Kulturalisierungen spezifischer Problemlagen fördern. Weiter sind das Hintergrundwissen und die kritische Auseinandersetzung in Bezug auf Rassismus, rassistische Diskriminierung und Gewalt von Relevanz. Fachpersonen sollen sich mit diesen Thematiken allerdings nicht nur kritisch auseinandersetzen, sondern sich auch für den Einbezug dieser Aspekte in ihrem Handlungsfeld einsetzen (Domenig, 2007, S. 176-177).

Demnach ginge es in der psychosozialen Beratung darum, auf Allgemeinwissen über die für die Klientel und ihre Lebenswelten relevante Thematiken bei Bedarf zurückgreifen zu können und nicht darum, Wissen über einen spezifischen Kulturkreis, wie beispielsweise die «italienische», die «senegalesische» oder «kroatische» Kultur anzusammeln, welches schnell an Gültigkeit verliert. Kenntnisse über das aktuelle Kulturkonzept «Transkulturalität» wäre in diesem Sinne allgemeines Wissen, welches Beratende sich aneignen sollten.

Als psychosoziale Berater*in geht es somit nicht darum als Expert*in «fremder» Kulturen aufzutreten, sondern vielmehr offen zu sein, «sich von einem instrumentellen «Wissen über Andere» zu verabschieden» (Lerch, 2019, S. 55-56). Gemäss Domenig (2007) wird das Hintergrundwissen kognitiv durch Aneignung von theoretischen Konzepten, ebenso wie über praktische Erfahrungen im Alltag, erworben. Themenspezifisches Hintergrundwissen und praktisches Erfahrungswissen fördern das Verstehen der Klientel, bauen Missverständnisse ab und helfen schliesslich, Gegebenheiten besser zu beurteilen (S. 176-177).

Narration und Empathie

Empathie beinhaltet die menschliche Fähigkeit, sich gedanklich in das Gegenüber hineinzuversetzen, dessen Gefühle nachzuempfinden und dadurch dessen Verstehen und Handeln nachzuvollziehen. Sie setzt Neugier und Aufgeschlossenheit für das, was nicht geradewegs erklärbar ist, voraus (Domenig, 2007, S. 178). Unter «Narration» wird die erzählte Realität oder «Wahrheit» verstanden, in zeitlich, historisch und chronologisch konstruierter Form.

Narrationen können somit als «Fenster zur subjektiven Erfahrung» betrachtet werden, welches auch einen Teil des Selbstbildes der Erzählenden sichtbar macht (S. 179). Narrative Empathie bezeichnet demgemäss – als Gegenstück von Abgrenzung und sachlicher Distanz – nicht das generelle Mitfühlen, sondern die Zuwendung und Anteilnahme durch narrative Techniken (S. 178). Als narrative Technik gilt einerseits die Klientel dazu zu bringen, ihre «Sicht» auszudrücken und andererseits, das Verstandene dem Klientel

durch das Wiederholen des Gesagten, Zustimmungsausserungen oder geeignete Fragen wiederum «zurück zu kommunizieren» (ebd.). Aus einer transkulturellen Perspektive ist Empathie deshalb bedeutsam, weil von der eigenen Person Distanz genommen wird und es dadurch möglich wird, Neues zu entdecken. Allerdings steht gemäss Domenig der Empathie oft, die in Sozialberufen als wichtig erachtete, «Abgrenzung und Wahrung der sogenannten professionellen Distanz» entgegen. So wird laut Domenig besonders die empathische Nähe zu sogenannten «Fremden» in den Lehrmitteln kaum thematisiert (ebd.).

Transkulturelle Gesprächsführung

Bezogen auf die Beratungssituation geht es gemäss Silvia Staub-Bernasconi (2018) in einer «transkulturellen Gesprächsführung» darum, die eigenen kulturellen Prägungen und Begrenzungen zu überschreiten und ein sogenanntes «gemeinsames Drittes» anzustreben, welches der «Kultur» übergeordnet und allen Menschen gemeinsam ist. So ist in der transkulturellen Gesprächsführung nicht das gegenseitige Verständnis für Fremdes und Eigenes, der Perspektivenwechsel oder die Übersetzung einer Kultur in eine andere leitend, sondern das übereinstimmende, gemeinsame «Dritte». Dies können zum Beispiel Themen wie die Anerkennung menschlicher Bedürfnisse, gemeinsam geteilte Werte wie Freiheit, Partizipation, soziale Sicherheit oder Menschenwürde sein (S. 372).

Transkulturelle Kompetenz ist schlussfolgernd als eine Aufforderung zu betrachten, sich jederzeit am Gegenüber zu orientieren, sich dabei stets über die eigene Person und die eigenen Wahrnehmungsmechanismen bewusst zu sein und offen gegenüber Neuem zu bleiben, mit dem Ziel, eine gemeinsames Verständnis über etwas Bestimmtes aufzubauen.

5.2 Diversitätskompetenz

Als Ergänzung und Erweiterung zu der transkulturellen Kompetenz wird in diesem Kapitel die Diversitätskompetenz ausgeführt. Der Begriff «Diversität» (engl. «Diversity») bezeichnet die Verschiedenheit oder Vielfalt von Menschen, Gruppen und Organisationen und bezieht sich in der Sozialen Arbeit gemäss Rudolf Leiprecht (2018) auf gesellschaftspolitische Ziele, wie soziale Anerkennung, Partizipation, Gleichberechtigung und Antidiskriminierung (S. 216).

Diversität lässt sich laut Beate Aschenbrenner-Wellmann (2009) nicht nur als Konzept für den Umgang mit Verschiedenheit und Vielfalt betrachten, sondern auch als Haltung, welche Menschen entgegengebracht wird (S. 52). Eine «Diversitäts-Haltung» kann mit

den Begriffen wie Respekt, Wertschätzung, Akzeptanz und Einbeziehung beschrieben werden und weist somit auf das Bewusstsein für die Bedeutung von Unterschiedlichkeiten hin, die Einfluss auf die Interaktion von Menschen nehmen (ebd.).

Es gibt verschiedene Definitionsversuche, welche die Dimensionen und Merkmale von Diversität je nach Kontext unterschiedlich strukturieren. Geschlecht, Alter, Bildung, ethnische Herkunft, Familienstand, sexuelle Orientierung, Religion und körperliche und geistige Fähigkeiten bilden typische Merkmale (Uwe Peter Kanning, 2016, S. 19). Neben den typischen Merkmalen können weitere für den Untersuchungsgegenstand relevante Merkmale herangezogen und unterschiedlich kategorisiert werden. Je mehr Merkmale beleuchtet werden, desto differenzierter ist die Untersuchung (ebd.). Ein bekanntes Modell ist das Diversitätsrad von Lee Gardenwartz und Anita Rowe (1995), welches aus vier Ebenen zusammengesetzt ist (zit. in Anne Rosken, 2015, S. 63-64). In der nachfolgenden Abbildung des Diversitätsrades ist die Ebene der Persönlichkeit und der Kern-Dimensionen sowie die äussere und organisationale Ebene mit den entsprechenden Merkmalen abgebildet.

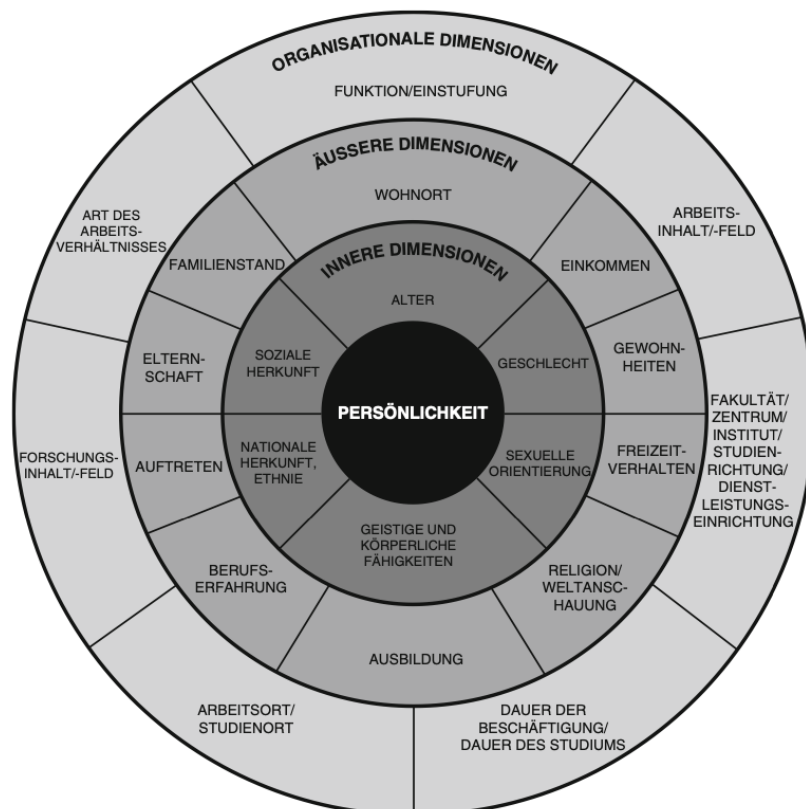


Abbildung 5: «4 Layers of Diversity» nach Gardenwartz und Rowe 1995 (Gardenwartz & Rowe, 1995; zit. in Anne Rosken, 2015, S. 64)

Das Merkmal «Kultur» ist in dieser Darstellung nicht explizit ausgeführt. Es erstaunt, dass dieses sehr alte Modell von 1995 noch immer unverändert von Rosken übernommen wird. Es kann davon ausgegangen werden, dass «Kultur» in dieser Abbildung dem Merkmal «Nationale Herkunft & Ethnie» zugeordnet wird. Da jedoch die «Kultur» nicht zwingend von Ethnie oder Nation abhängig ist, würde die Autorin «Kultur» bzw. «kulturelle Prägung/ kulturelle Identität» als weiteres Merkmal aufführen. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass neben der Person selbst, auch alle weiteren im Modell erwähnten Dimensionen und Merkmale (trans!) kulturell geprägt sind.

Diversitätskompetenz in der psychosozialen Beratung

Gemäss Aschenbrenner-Wellmann (2009) beinhaltet Diversitätskompetenz das Bewusst- und Wahrnehmbarmachen von Unsichtbarem und Fremdem und den gegenseitigen respektvollen und angemessenen Umgang (S. 57). Als Diversitätskompetenz sind Wissen, Einstellung, Motivation, Fähigkeiten und Fertigkeiten in Kombination zu betrachten, die sich aus einer kognitiven (z.B. «De-Automatisierung von Denkroutinen»), affektiven (z.B. «Anerkennung des Verschiedenen als gleichberechtigt und wertvoll» und verhaltensbezogenen (z.B. «Fähigkeit zum nichtwertenden Dialog») Dimension zusammensetzen (S. 59-61). Gemäss Van Keuk und Ghaderi (2011) gewährt der Diversitätsansatz dem Begriff «Kultur» in der psychosozialen Beratung näher zu kommen, ohne dabei zu kulturalisieren (S. 150). Dies, indem alle individuellen Merkmale einer Person berücksichtigt werden und der kulturelle Hintergrund «lediglich» ein Merkmal von vielen darstellt (ebd.). Die Umsetzung erfolgt in folgenden vier Schritten (S.151):

1. Unterschiede erkennen, ohne zu bewerten
2. Gemeinsamkeiten wahrnehmen, ohne zu bewerten
3. Auf der Metaebene Ziele Fähigkeiten und Bedürfnisse klären
4. Um Ziele erreichen zu können, Strukturen der psychosozialen Beratung hinterfragen und allenfalls verändern

Schritt 1 und 2 verlaufen im Idealfall ohne Bewertung (ebd.). Es ist anzunehmen, dass sich dies – so einfach es klingt – aufgrund von den im Kapitel 4.4.2 beschriebenen psychologischen Funktionen und Mechanismen anspruchsvoll gestaltet.

Für die Vermeidung von Kulturalisierungen greifen Van Keuk und Ghaderi auf die Dimensionen «Universalität» und «Diversität» nach Moro zurück (Marie Rose Moro, 2006; zit. in Van Keuk & Ghaderi, 2011, S. 153). Moro betont die Wichtigkeit der «kulturellen Dezentrierung», was in diesem Fall bedeutet, dass Berater*innen durch die Reflexion der eigenen kulturellen Prägung erkennen müssen, dass sie «eine unter vielen möglichen» ist. Denn erst mit diesem Bewusstsein, mit dieser veränderten Perspektive, kann

die «wertungsfreie Wahrnehmung» einer Differenz oder eines Andersseins stattfinden (ebd.). Die Dimension «Universalität» bezieht sich auf die menschlichen Gemeinsamkeiten, beispielsweise ihre Bedürfnisse nach Liebe, Zugehörigkeit, Sicherheit und Geborgenheit sowie auf die Annahme, dass alle Menschen gleichwertig sind. Die Dimension «Diversität» bezieht sich auf die zahlreichen Formen an «interindividuellen Unterschieden». Der Kontakt mit Anderen konturiert das Eigene, was wiederum erkennen lässt, dass die «eigene Art und Weise nur eine der Variationsformen (Diversität)» ist und nicht «eine allgemeinen Norm (Universalität)» bildet (Van Keuk & Ghaderi, 2011, S. 154). In der nachfolgenden Abbildung sind die zwei Dimensionen dargestellt.

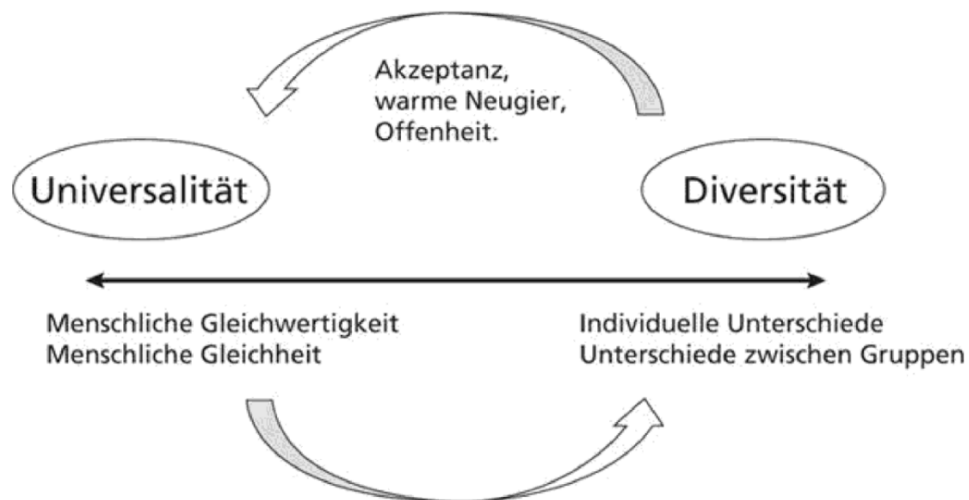


Abbildung 6: Die Dimensionen Universalität-Diversität nach Moro (Van Keuk & Ghaderi, 2011, S. 153)

Laut Van Keuk und Ghaderi (2011) dienen diese zwei Gegenpole bei der Wahrnehmung von Differenz dazu, zwischen diesen hin- und herzu pendeln, ohne sich auf eine Position festzulegen. Die Dimensionen dienen somit dazu, einen «wachen Blick» zu behalten und nicht einer Vereinfachung im Sinne von Verallgemeinerung zu verfallen (S. 154). Bei der Betrachtung der Abbildung fällt auf, dass das Pendeln zwischen diesen zwei Polen ganz den Handlungsprinzipien der Sozialen Arbeit entspricht (vgl. Kapitel 3.1). So gilt für die Soziale Arbeit die «Anerkennung der Verschiedenheit um der Gleichheit [der Menschen] Willen» (Schmocker, 2019, S. 2). Die «Anerkennung der Verschiedenheit» bilden die Dimension der Diversität ab und die «Gleichheit der Menschen» die der Universalität. Dieses Hin- und Herpendeln zwischen Universalität und Diversität, um achtsam gegenüber Verallgemeinerungen und Personalisierung zu bleiben, scheint eine Möglichkeit zu sein, wie Differenzen (an)erkannt werden können, ohne diese zu reproduzieren. In Bezug auf das im Kapitel 4.4 deutlich gewordene Spannungsfeld zwischen kulturspezifischen und kulturneutralen Beratungsansätzen bzw. Anerkennung von Differenzen und Reproduktion von Differenzen kann schlussgefolgert werden, dass es nicht um ein Sich-

Festlegen geht, sondern eben um die abwechselnde Achtsamkeit gegenüber beiden Polen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Diversitätskompetenz im Vergleich zur transkulturellen Kompetenz die Vielfalt der Menschen ganzheitlich betrachtet, während die transkulturelle Kompetenz einen Teilbereich davon fokussiert. Somit kann transkulturelle Kompetenz als ein Teil der Diversitätskompetenz betrachtet werden.

Sowohl die Auseinandersetzung mit den drei Elementen der transkulturellen Kompetenz als auch mit der Diversitätskompetenz zeigt, dass es sich dabei nicht um für die Soziale Arbeit völlig neuen Techniken handelt. Die Orientierung an Individualität, die Bedeutung von Selbstreflexion, die Balance zwischen Universalität und Diversität und die Narration (in der Lebensweltorientierung als «kommunikative Ebene» beschrieben) und Empathie werden bereits im Grundverständnis oder im Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit diskutiert. Die transkulturelle Kompetenz und die Diversitätskompetenz stellen zudem eine Präzisierung und Konkretisierung für den kulturellen Aspekt und die Vielfältigkeit dar.

5.3 Transkulturelle Kompetenz und Diversitätskompetenz an einem fiktiven Fallbeispiel

Anhand dieses kurzen Fallbeispiels soll nachfolgend aufgezeigt werden, wie sich die transkulturelle Kompetenz und die Diversitätskompetenz in der Praxis konkret umsetzen lassen. Dabei wird kein konkreter Beratungsablauf, sondern eine statische Situationserfassung dargestellt.

Fallbeispiel

Eine Beraterin, tätig in einem Arbeitsintegrationsprogramm, übernimmt die psychosoziale Beratung und Begleitung einer neu eingetretenen Klientin.

Diversitätsaspekt:

Profil Beraterin: 28-jährig, Eltern aus Bosnien, muslimische Wurzeln – nicht praktizierend, ledig, Studium in Sozialer Arbeit, festangestellt.

Profil Klientin: 28-jährig, Vater aus der Schweiz – Mutter von der karibischen Insel Martinique (französische Kolonie), vor 10 Jahren zum Islam konvertiert – praktizierend, geschieden – Ex-Mann aus Ägypten, Mutter eines 11-jährigen Kindes, keine abgeschlossene Ausbildung, erwerbslos – was sie psychisch belastet.

Transkulturalitätsaspekt:

Bei der Beraterin kann eine transkulturelle Prägung zunächst aufgrund der alleinigen Tatsache angenommen werden, dass die Eltern eine bosnischen Herkunft haben und die Beraterin in der Schweiz aufgewachsen ist. Darüber hinaus sind sowohl Bosnien als auch die Schweiz Länder mit einer grossen ethnischen und religiösen und somit auch kulturellen Diversität, was die transkulturelle Prägung der Beraterin intensiviert.

Bei der Klientin ist insbesondere die binationale Ehe der Eltern und die Herkunft der Mutter im Hinblick auf Transkulturalität interessant. Deren Wurzeln aus Martinique, eine französische Kolonie mit einer indigener, afrikanischer, indischer und europäischer Bevölkerung, weisen hoch-transkulturelle Züge auf.

Anhand dieser Ausgangslage wird nachfolgend die Umsetzung von Diversitätskompetenz veranschaulicht. Die Darstellung orientiert sich an den vier Schritten von Van Keuk und Ghaderi (2011, S. 151).

1. Unterschiede

Diversitätsaspekt:

Zwischen der Beraterin und der Klientin ergeben sich in Bezug auf die Diversitätsmerkmale folgende Unterschiede: der Familienstand, Ethnien und Nationalitäten, die Religiosität (nicht aber die religiöse Zugehörigkeit!), das Bildungsniveau, die psychische Gesundheit, die Erwerbssituation.

2. Gemeinsamkeiten

Diversitätsaspekt:

Zwischen der Beraterin und der Klientin ergeben sich in Bezug auf die Diversitätsmerkmale folgende Gemeinsamkeiten: das Alter, die religiöse Zugehörigkeit, die psychische Gesundheit.

Bei diesen Diversitätsmerkmalen handelt es sich um wahrnehmbare Merkmale. Wichtig scheint, dass Beratende sich während des gesamten Beratungsprozesses bewusst sind, dass auch nicht-wahrnehmbare Merkmale Einfluss auf die gegenseitige Wahrnehmung nehmen.

Transkulturalitätsaspekt:

Im Sinne des Konzepts der Transkulturalität ginge es in Bezug auf die kulturelle Prägung darum, sich primär auf die Gemeinsamkeiten zu stützen, statt die Unterschiede zu

fokussieren und dadurch das Gegenüber als «fremd» oder «anders» zu betrachten. Dies ist auf alle anderen geteilten Diversitätsmerkmale auszuweiten.

3. Bedürfnisse und Ziele

Diversitätsaspekt:

Die Klientin belastet die Erwerbslosigkeit. Dennoch kann sie sich nur schwer vorstellen, ihr Kind fremdbetreuen zu lassen. Sie möchte die Vereinbarung von Kinderbetreuung, Haus- und Erwerbsarbeit schaffen, was sie letztlich auch psychisch entlasten würde.

Es ist ihr ein Anliegen, dass die Beratungsgespräche nicht während den Gebetszeiten stattfinden, sowie dass sie die Beraterin mühelos versteht. Die Muttersprache der Klientin ist Französisch. Sie spricht und versteht Hochdeutsch und versteht kaum Schweizerdeutsch.

Transkulturalitätsaspekt:

In der Aushandlung der Bedürfnisse und Ziele gilt es als Beraterin im Sinne der transkulturellen Kompetenz zunächst die eigene kulturelle Prägung und damit eigene Werte und Normen sowie mögliche stereotype Bilder im Hinblick auf die Klientin zu *reflektieren*. Im Gespräch mit der Klientin ginge es – falls dies für den Beratungsverlauf notwendig erscheint – darum, mit einer *narrativ empathischen Haltung* das Verständnis ihrer kulturellen Prägung zu erfragen und die für die Klientin relevanten Bedürfnisse zu erkennen, anstatt sie auf Zuschreibungen, wie «Halbschweizerin» oder den «Mischling» zu reduzieren. Gleiches gilt auch in Bezug auf andere Merkmale, wie bspw. die Religion, obschon die Beraterin selbst muslimische Wurzeln hat und entsprechendes Wissen dazu besitzt. Die Selbstreflexion gilt es auch in Bezug darauf anzuwenden, was zum Beispiel die Religionszugehörigkeit (hier sitzt eine praktizierende Muslimin gegenüber) mit der Beraterin macht oder in ihr auslöst. Die Beraterin könnte sich daran stören, dass die Klientin Ansprüche zur Durchführungszeit der Beratungsgespräche stellt. Für die Beraterin ist die Klientin möglicherweise in «veralteten», «noch traditionellen» Mustern gefangen, sie hingegen ist «liberal». Diese Stereotypisierungen gilt es zu reflektieren und sich bewusst zu machen.

Ausserdem gilt es immer wieder zwischen der empathischen Zuwendung und der professionellen Distanz die richtige Balance zu finden. Dies beispielsweise auch hinsichtlich der Religionszugehörigkeit. Diese Gemeinsamkeit bedeutet nicht, dass die Beraterin und die Klientin sich näherstehen als die restliche Klientel.

Schliesslich könnte bei Bedarf im Gespräch auf *Hintergrundwissen*, wie bspw. die Funktion von Religionen im Allgemeinen, die Identitätsbildung oder das Konzept der Transkulturalität, zurückgegriffen werden.

Während dem Prozess der Bedürfnis- und Zielklärung versucht die Beraterin das Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Verhaltensmuster der Klientin zu erfassen und zu verstehen. Bei der Wahrnehmung von Differenz gilt es zwischen der «menschlichen Gleichheit und Gleichwertigkeit» und den «individuellen Unterschieden» hin- und herzupendeln. Dies verhilft der Beraterin achtsam gegenüber eigenen Vorurteilen und Kulturalisierungen zu sein. Bei der Wahrnehmung von kulturellen Differenzen bedarf es einer kulturellen Dezentrierung der Beraterin, wodurch sie Neues wertungsfrei wahrnehmen kann. Während der gesamten Beratung geht es vor allen Dingen um die Suche nach dem gemeinsamen, übereinstimmenden «Dritten».

4. Strukturen der psychosozialen Beratung hinterfragen und allenfalls anpassen

Diversitätsaspekt:

Die Verständigungsschwierigkeiten werden gelöst, indem die Beraterin und die Klientin gemeinsam vereinbaren, dass das Beratungsgespräch in einem langsamen Tempo und auf Hochdeutsch erfolgt. Da das verlangsamte Tempo mehr Zeit beansprucht, werden die ersten vier Beratungsgespräche zudem von 1h auf 1.30h verlängert. Die Beraterin versucht, wann immer möglich, die Beratungsgespräche ausserhalb der Gebetszeiten einzuplanen.

6 Schlussfolgerungen und Ausblick

In diesem Kapitel folgt die Beantwortung der Fragestellung und die daraus folgende Bedeutung für die psychosoziale Beratungspraxis der Sozialen Arbeit. Mit einem Ausblick wird die vorliegende Bachelorarbeit abgeschlossen.

6.1 Beantwortung der Fragestellung

Für die Beantwortung der Fragestellung, wurde zunächst vier Teilfragen nachgegangen.

- Wie lässt sich das Konzept der Transkulturalität von anderen Kulturkonzepten abgrenzen?

Wie die Ausführungen im Kapitel zeigen, ist «Kultur» ein vielseitig verstandener und diskutierter Begriff, der in gesellschaftlicher, historischer und politischer Abhängigkeit steht. In dieser Arbeit bezieht sich der Kulturbegriff auf kollektive Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, die von einer bestimmten Gemeinschaft geteilt werden. Multi-, Inter- und Transkulturalität sind Kulturbegriffe, hinter welchen unterschiedliche Kulturkonzepte sowie -verständnisse stehen. Die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Kulturkonzepten zeigte, dass der zentrale Unterschied zwischen Transkulturalität und Inter-, sowie Multikulturalität beim vorausgehenden Kulturverständnis liegt. Transkulturalität versteht «Kulturen» in Bewegung, ohne Grenzen und sich stets fortentwickelnd. Als erweitertes, der heutigen Zeit entsprechendes Konzept, versteht das Konzept der Transkulturalität die kulturelle Prägung von Menschen als eine Prägung, die sich – im Unterschied zu Multi- und Interkulturalität – nicht auf die Zugehörigkeit zu einer Nation oder Ethnie reduzieren lässt. Kulturelle Prägung beruht auf einem dynamischen Zusammenwirken verschiedener Dimensionen. Das Konzept der Transkulturalität unterstreicht die kulturelle Diversität der Gesellschaft im Hinblick auf die vielfältig kulturelle Prägung der Individuen und rückt die kulturellen Gemeinsamkeiten in den Fokus, anstatt kulturelle Unterschiede herauszustreichen.

- Wie lässt sich das Konzept der Transkulturalität mit dem Grundverständnis Sozialer Arbeit und dem Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit verankern?

In ihrem disziplinären Selbstverständnis legt die Soziale Arbeit die «Anerkennung der Verschiedenheit» als eines ihrer Handlungsprinzipien fest. Ausgehend von der Gleichwertigkeit der Menschen ist Verschiedenheit und Individualität bedingungslos anzuerkennen. Im Hinblick auf Soziale Gerechtigkeit haben Fachpersonen unter anderem Diskriminierung zurückzuweisen und ungerechte Praktiken aufzudecken. Das Konzept der

Transkulturalität kann dazu verhelfen, Menschen trotz oder wegen bestimmter Denk-, Deutungs- und Handlungsmerkmale, die sie mit einer oder eben verschiedenen Menschengruppen temporär teilen, als Individuen wahrzunehmen. Sowohl dem Grundverständnis der Sozialen Arbeit als auch dem Konzept der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit nach, gilt es, die wechselseitige Entwicklung zwischen Praxis und Wissenschaft zu fördern. Das Konzept der Transkulturalität kann als «Bezugskonzept» der Sozialen Arbeit für die Theoriebildung verstanden und einbezogen werden. Zugleich können transkulturelle Praxiserfahrungen in die Theoriebildung einfließen. Damit wird die Soziale Arbeit ihrer Aufgabe gerecht, gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen zu fördern.

In der Bearbeitung der Fragestellung stellte sich zudem heraus, dass die Soziale Arbeit in ihrer konzeptionellen Orientierung nicht auf der Grundlage einer abstrakten Vorannahme der «Kulturzugehörigkeit» ihrer Klientel handelt, sondern die kulturelle Prägung aus dem Blickwinkel der Klientel selbst zu rekonstruieren versucht. In ihrer Auseinandersetzung zu aktuellen Gesellschaftsstrukturen, geht die Soziale Arbeit von «spezifisch-modernen Spannungen», wie Individualität, Brüchigkeit der Normen und Vielfältigkeit aus, Transkulturalität stellt einen wesentlichen Aspekt dieser Auseinandersetzung dar. Die Soziale Arbeit zeigt aus ihrem Verständnis heraus bereits eine Sensibilisierung für Individualität und daraus schliessend für kulturelle Verschiedenheit. Menschen in eine «kulturelle Gruppe» einzuordnen, widerspricht somit ihren Aufgaben, ihren Handlungsprinzipien und ihrem Theorieverständnis und ist auch nicht im Sinne der (Lebensweltorientierten) Sozialen Arbeit.

- Welche möglichen Spannungsfelder im Hinblick auf Transkulturalität zeigen sich in psychosozialen Beratungssituationen?

Kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen, das Reproduzieren von Differenzen sowie Kulturalisierungen stellen Einflussfaktoren dar, die zu Spannungsfeldern in psychosozialen Beratungssituationen führen können.

Infolge kultureller und gesellschaftlicher Entwicklungen sind sowohl Beratende als auch die Klientel herausgefordert, mit der zunehmenden *Unsicherheit, Unvorhersagbarkeit, Paradoxien, dem Nichtwissen und der Vieldeutigkeit* umzugehen. Zustände, die auch in Bezug auf die kulturelle Prägung der Menschen zutreffen, da sich diese zunehmend ausdifferenzierter und vielfältiger gestalten. Das «bewährte Wissen» über bestimmte Kulturen schwindet, da es keine «kulturelle Eindeutigkeit» gibt. Für die psychosoziale Beratungspraxis bedeutet dies, dass sich Beratende im Spannungsfeld zwischen «Nichtwissen» und «Professionalität» bewegen.

Ein weiteres Spannungsfeld konnte zwischen der Anerkennung von Differenzen und der *Reproduktion dieser Differenzen* erkannt werden. Vorurteile stellen eine Wahrnehmungs- und Bewertungsfalle dar, die aufgrund von natürlichen Mechanismen zunächst nicht vermieden werden können. Das Bilden von Vorurteilen geschieht instinktiv und dient einer psychologischen Funktion, welche die Erfüllung psychischer Bedürfnisse innehat. So wird dem Grundbedürfnis nach Handlungsfähigkeit und Kontrolle nachgegangen, indem Vorurteile in der komplexen sozialen Umwelt schnell und scheinbar präzise Orientierung ermöglichen. Ausserdem erfüllen Vorurteile eine Anpassungs-, Abwehr-, Selbstdarstellungs-, Abgrenzungs-, Identitäts-, Steuerungs-, und Rechtfertigungsfunktion, die allesamt Bedürfnisse der Menschen abdecken. Somit können auch Beratende nie restlos befreit von Vorurteilen sein. Betrachtet man Vorurteile differenzierter, kann festgestellt werden, dass beim Schritt der Stereotypisierungen, dem Zuschreiben von meist negativen Merkmalen und Eigenschaften zu einer bestimmten Kategorie, eine aktive kognitive Auseinandersetzung (Selbstreflexion) angeregt werden kann. So können routinierte Wahrnehmungen, Aneignungen und die Reproduktionen von Stereotypen abgefangen werden kann.

Schliesslich stellen auch *Kulturalisierungen* ein Spannungsfeld dar, die als kulturelle Vorannahmen ähnlich wie Vorurteile funktionieren. Kulturalisierungen sind problematisch, da sie die Vielfältigkeit von kulturellen Prägungen reduzieren, die kulturelle Andersartigkeit des Anderen bestimmen und über das persönliche Kulturverständnis des Gegenübers hinwegsehen. In Beratungssituationen können Kulturalisierungen zu sogenannten «kulturellen Irritationen» führen, die einerseits den Beratungsprozess stören können und andererseits auch dazu führen, dass blinde Flecken und einseitige Sichtweisen auftreten. Sowohl Vorurteile als auch Kulturalisierungen sind negativ behaftete «Othering»-Prozesse, die die «Anderen» konstruieren. Doch das Differenzieren muss nicht zwingend negativ sein und ist sogar für die Berücksichtigung von Besonderheiten und Unterschieden erforderlich.

- Wie kann diesen Spannungsfeldern in der psychosozialen Beratung der Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund des Konzepts der Transkulturalität begegnet werden?

Um den genannten Spannungsfeldern kompetent begegnen zu können, wurden in der Bearbeitung dieser Fragestellung die transkulturelle Kompetenz und die Diversitätskompetenz beleuchtet. Zunächst wurde deutlich gemacht, wie eine lebensweltorientierte Haltung in Bezug auf Diversität sensibilisiert. Transkulturelle Kompetenz fokussiert hingegen den kulturellen Aspekt. Mittels Selbstreflexion sollen Beratende sich ihre eigene Lebenswelt, eigenen Werte, die Sichtweisen sowie Unbewusstes und Selbstverständliches

bewusst machen und hinterfragen. Durch gezielte Perspektivenwechsel sollte die Lebenswelt der Klientel «wertneutral» erfasst werden können. Diese Schritte setzen die Bereitschaft und Offenheit voraus, sich neuartigen Erfahrungen zu stellen und konstruktiv mit diesen umzugehen. Weiter zeichnet sich transkulturelle Kompetenz durch Hintergrundwissen aus, welches nicht spezifisch, sondern auf alle Menschen übertragbares theoretisches Wissen ist. Auch praktisches transkulturelles Erfahrungswissen hilft die Klientel zu verstehen, Missverständnisse abzubauen und somit das Gegenüber besser zu beurteilen. Transkulturell kompetentes Handeln vermeidet instrumentelles, stereotypes Wissen über Andere anzuwenden und distanziert sich davon, damit als «Expert*in für unterschiedliche Kulturen» aufzutreten.

Beratende können sich mittels narrativer Empathie von der eigenen Person distanzieren, um sich gedanklich und emotional in das Gegenüber hineinzusetzen, das Selbstbild ihrer Klientel zu erfassen und deren Verstehen und Handeln nachzuvollziehen. In der Beratung steht nicht das Thema «Kultur» im Vordergrund, sondern die Ziele der Klientel. Es gilt in der Beratung deshalb, das gemeinsame «Dritte», welches übereinstimmend gefunden wird und der «Kultur» übergeordnet ist, zu entwickeln. Dies könnte nach Auffassung der Autorin auch als «dritte Kultur» bezeichnet werden.

Die Diversitätskompetenz öffnet den Blick für weitere Diversitätsmerkmale und -dimensionen in der Lebenswelt und -lage eines Individuums und relativiert damit das Merkmal der kulturellen Prägung. Sie verhilft dazu, das Individuum ganzheitlicher zu erfassen. In Bezug auf die Anerkennung von Differenzen, ohne diese zu reproduzieren, erweist sich das Hin- und Herpendeln zwischen Universalität und Diversität als Möglichkeit, die Achtsamkeit in Beratungssituationen aufrechtzuerhalten und sich nicht auf ein Extrem festzulegen.

Die zu Beginn aufgeworfene und leitende Fragestellung lautete:

- Welche Impulse kann das Konzept der Transkulturalität für die psychosoziale Beratungspraxis geben?

Das Konzept der Transkulturalität regt zunächst an, sich mit dem omnipräsenten, aber nicht immer fassbaren Begriff «Kultur» auseinanderzusetzen. Für die vorliegende Arbeit wurde «Kultur» als «kollektiv geteiltes Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster», als eine Art «Handlungsanleitung oder -orientierung» definiert. Dem Konzept nach hat sich dieses «Kollektiv» aufgrund von Globalisierungsprozessen auf internationaler Ebene ausgeweitet und ist dementsprechend nicht mehr auf Ethnie, Nation oder Region rückführbar. Beratende müssen sich deshalb bewusst sein, dass Kulturen somit

zunehmend extern vernetzt und zudem unbedingt von einer ethnischen und/ oder nationalen Identität unterschieden werden sollten.

Nebst der externen Vernetzung sind entsprechend auch die Individuen selbst kulturell vielfältig geprägt. Das lässt erkennen, dass in Beratungssituationen sowohl Beratende als auch die Klientel plurale kulturelle Prägungen ausweisen. Mit der Leitidee von Individuen als «kulturelle Mischlinge» steigt die Chance, dass Beratende und ihr Klientel Gemeinsamkeiten aufweisen können, da sie verschiedene Elemente aus verschiedenen Kulturen in sich verbinden und somit Schnittmengen entstehen. Das Konzept der Transkulturalität kann Beratende also dazu anregen, sich auf das Verbindende, statt auf Differenzen zwischen dem «Eigenen» und dem «Fremden» in dieser Hinsicht zu fokussieren.

Kulturen selbst und die kulturellen Orientierungen der Individuen sind transkulturell geprägt, folglich gibt es entsprechend dem Konzept der Transkulturalität keine «reinen» Kulturen. Dieses Bewusstsein relativiert ferner auch die Bedeutung von Kultur bzw. kultureller Prägung, da diese immer individuell ist und diese Individualität neben der Kultur auch andere relevante Merkmale umfasst.

«Diversitätskompetente» Fachpersonen legen somit den Fokus in der psychosozialen Beratung nicht nur auf die kulturelle Prägung, sondern erfassen verschiedene relevante Merkmale und Dimensionen, um die gesamte Lebenswelt und Lebenslage der Klientel zu berücksichtigen.

6.2 Folgerungen für die Praxis

Zu Beginn der Arbeit entstand bei der Autorin der Eindruck, dass das Konzept der Transkulturalität bzw. die transkulturellen Kompetenz im Unterschied zu anderen sozialen Disziplinen, wie Pädagogik, Pflege oder Psychologie, in der Literatur der Sozialen Arbeit nicht präsent zu sein scheinen. Im Laufe der Auseinandersetzung stellte sich allerdings heraus, dass viele Aspekte des Transkulturalitätskonzepts in der Theorie der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit oder selbst im Grundverständnis der Sozialen Arbeit verankert sind. Das Konzept der Transkulturalität präzisiert den kulturellen Aspekt von Diversität und die transkulturelle Kompetenz sowie die Diversitätskompetenz konkretisieren den idealtypischen Umgang mit (kultureller) Diversität.

Für die psychosoziale Beratungspraxis haben sich zusammenfassend folgende Anhaltspunkte herauskristallisiert, die praxisrelevant sind:

- Mit Kulturbegriffen und -konzepten gilt es, sich kritisch auseinanderzusetzen, um ein Bewusstsein dafür zu erlangen, wie diese gesellschaftlich, historisch und politisch geprägt wurden und welche normativen Ansprüche sie implizieren.

- bisherige Kulturverständnisse, nationale Grenzen und die «Fremdwahrnehmung» gilt es «neu zu denken».
- Begrifflichkeiten und Konzepte gilt es, stets in Bezug auf die Aktualität und Legitimität zu überprüfen und den Entwicklungen entsprechend weiterzuentwickeln.
- Kulturen sind genauso wie die Gesellschaft vernetzt und vermischt und dürfen entsprechend nicht in direkter Verbindung mit Ethnie, Nation oder Region gesetzt werden.
- Aktuell und künftig sind zunehmend mehr Beratungspersonen mit transkultureller Prägung aktiv.
- Beratende haben Menschen (einschliesslich sich selbst) als kulturell individuell und als vielfältig geprägte Individuen wahrzunehmen. Es gilt das «Denken in Grenzen» aufzuheben.
- Durch Selbstreflexion erkennen, dass die eigene kulturelle Prägung eine von vielen möglichen ist, dementsprechend die eigene kulturelle Prägung nicht höher zu werten ist, damit dem Klientel «wertneutral» begegnet werden kann.
- Durch Selbstreflexion und Perspektivenwechsel Bereitschaft und Offenheit gegenüber Neuem, Unsicherheit, Unvorhersagbarkeit, Nichtwissen, Vieldeutigkeit und Paradoxien entwickeln, um konstruktiv mit diesen umgehen zu können.
- Mit allgemeingütigem, themenspezifischem Hintergrundwissen und transkulturellem Erfahrungswissen gilt es, Stereotypisierungen und Kulturalisierungen entgegenzuwirken.
- Durch Narrationen und Empathie, das (kulturelle) Selbstverständnis der Klientel rekonstruieren und nachempfinden und dadurch Stereotypisierungen und Kulturalisierungen vermeiden.
- Für die Beratung ist das ausgearbeitete gemeinsame «Dritte», welches der «Kultur» übergeordnet steht, leitend.

- Im Umgang mit Differenzen gilt es, sich nicht festzulegen, sondern stets zwischen den Gegenpolen der Universalität und Diversität hin- und her zu pendeln. Dies fördert die Aufrechterhaltung der Achtsamkeit.

Durch die Bearbeitungen der Fragestellungen ist der Autorin bewusst geworden, wie bedeutend die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Entwicklungen, die die einzelnen Individuen prägen und beschäftigen, für alle Professionellen der Sozialen Arbeit ist. Sie erachtet es deshalb abschliessend als wichtig, dass Professionelle sich stets mit neuen Theorien und Konzepten, die neue Entwicklungen und Herausforderungen erfassen und erklären, auf dem Laufenden halten.

6.3 Ausblick

Während der Erarbeitung dieser Bachelorarbeit stiess die Autorin auf unterschiedliche Beratungsansätze und Buchtitel, wie zum Beispiel «Psychosoziale Beratung von Migranten», «Kultursensible Beratung», «Kulturspezifische lösungs- und ressourcenorientierte Erziehungsberatung» oder aber auch «Interkulturelle Beratung». Wie bereits im Kapitel 4.4 angemerkt, scheinen solch kulturspezifische Beratungsansätze auf den ersten Blick (kulturelle) Differenzen zu setzen oder zumindest zu betonen und somit «Othering» zu betreiben.

Spannend wäre eine Untersuchung, wie solche Beratungsansätze «Othering»-Prozesse begünstigen sowie ob und inwiefern sie mit dem Konzept der Transkulturalität vereinbar sind. Allenfalls wäre auch eine empirische Untersuchung spannend, inwiefern transkulturell geprägte Beratende mit Fragestellungen der Kultur umgehen.

7 Literatur- und Quellenverzeichnis

Aschenbrenner-Wellmann, Beate (2009). Vielfalt, Anerkennung und Respekt. Die Bedeutung der Diversity Kompetenz für die Soziale Arbeit. In Karin Sanders & Michael Bock (Hrsg.), *Kundenorientierung – Partizipation – Respekt. Neue Ansätze in der Sozialen Arbeit* (S. 47-74). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

AvenirSocial (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*. Bern: Autor.

AvenirSocial (2015). *IFSW-Definition der Sozialen Arbeit von 2014 mit Kommentar*. Bern: Autor.

Bamler, Vera, Werner, Jillian & Nestmann, Frank (2013). Psychosoziale Beratung: Entwicklungen und Perspektiven. Resonanzen. *E-Journal für Biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Supervision und Beratung*, 1(1), 79–91. Gefunden unter <https://www.resonanzen-journal.org/index.php/resonanzen>

Barmeyer, Christoph (2020). Interkulturelle Komplementarität in Organisationen. Bezugsrahmen, Fallbeispiele und begünstigende Faktoren. In Hans W. Giessen & Christian Rink (Hrsg.), *Migration, Diversität und kulturelle Identitäten. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven* (S. 37-62). Berlin: J.B. Metzler.

Bauer, Petra (2016). Psychosoziale Beratung und Lebensweltorientierung. In Klaus Grunwald & Hans Thiersch (Hrsg.), *Praxishandbuch lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern* (3., überarb. Aufl., S. 382-393). Weinheim: Beltz Juventa.

Beck, Ulrich (1996). Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In Ulrich Beck, Anthony Giddens & Scott Lash (Hrsg.), *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse* (1. Aufl., S. 19-112). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (2015). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne* (22. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Beck, Ulrich & Lau, Christoph (2004). *Entgrenzung und Entscheidung. Was ist neu an der Theorie Reflexiver Modernisierung?* (1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bierwirth, Jutta & Amadou, Abdoulaye (2013). Umgang mit Sprachbarrieren in der Psychotherapie. In Wilhelm Körner, Gülcan Irdem & Ullrich Bauer (Hrsg.), *Psycho-soziale Beratung von Migranten* (S. 75-84). Stuttgart: Kohlhammer.
- Boeger, Anette (2018). *Psychologische Therapie- und Beratungskonzepte. Theorie und Praxis* (3. Aufl.). Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Bogner, Alexander (2018). *Gesellschaftsdiagnosen. Ein Überblick* (3., überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz Juventa.
- Bukow, Wolf-Dietrich (2013). Anfragen an die Praxis der Sozialen Arbeit in einer von Mobilität und Vielfalt geprägten Postmoderne-Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. In Martin Spetsmann-Kunkel & Norbert Frieters-Reermann (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft* (S. 13-43). Opladen: Barbara Budrich.
- Braun, Wilhelm, Ginschel, Gunhild, Hagen, Gustav, Huber, Anna, Müller, Klaus, Petermann, Heinrich, Pfeifer Gerlinde, Schröter, Dorothee & Schörter, Ulrich (2005). *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen* (8. Aufl.). Nördlingen: Druckerei C.H. Beck.
- Bundesamt für Statistik (2015). *Bevölkerung nach Migrationsstatus. Definitionen*. Gefunden unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/nach-migrationsstatuts.html>
- Bundesamt für Statistik (2020). *Bevölkerung nach Migrationsstatus. Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahr 2019*. Gefunden unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/nach-migrationsstatuts.html>

- Bundesamt für Statistik (2020a). *Auslandsschweizerinnen und -schweizer im Jahr 2019. Immer mehr Schweizerinnen und Schweizer leben im Ausland*. Gefunden unter <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/aktuell/neue-veroeffentlichungen.assetdetail.12247851.html>
- Domenig, Dagmar (2001). *Migration, Drogen, transkulturelle Kompetenz*. Bern: Hans Huber.
- Domenig, Dagmar (2007). Das Konzept der transkulturellen Kompetenz. In Dagmar Domenig (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz: Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozial-berufe* (2., überarb. Aufl., S. 165-189). Bern: Hans Huber.
- Ehret, Rebekka (2009). Die Kulturfalle. Plädoyer für einen sorgsameren Umgang mit Kultur. In Solmaz Golsabahi, Thomas Stompe & Thomas Heise (Hrsg.), *Jeder ist weltweit ein Fremder. Beiträge zum 2. Kongress des DTPPP in Wien 2008* (S. 47-55). Berlin: BWB-Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Eicke, Monika & Zeugin, Bettina (2007). *Transkulturell Handeln – Vielfalt gestalten. Zur Bedeutung transkultureller Kompetenzen in einer Gesellschaft der Diversität*. Luzern: Caritas-Verlag.
- Engel, Frank, Nestmann, Frank & Sickendiek, Ursel (2004). In Frank Nestmann, Frank Engel & Ursel Sickendiek (Hrsg.), *Das Handbuch der Beratung. Disziplinen und Zugänge, Band 1* (2. Aufl., S. 33-44). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Engel, Frank, Nestmann, Frank & Sickendiek, Ursel (2014). In Frank Nestmann, Frank Engel & Ursel Sickendiek (Hrsg.), *Das Handbuch der Beratung. Disziplinen und Zugänge, Band 1* (3. Aufl., S. 33-44). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Engelke, Ernst, Spatscheck, Christian & Borrmann, Stefan (2016). *Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen* (4., überarb. Aufl.). Freiburg im Breisgau: Lambertus.

- Eppenstein, Thomas (2007). Interkulturelle Kompetenz - Zumutung oder Zauberformel?. In Ionna Zacharaki, Thomas Eppenstein, & Michael Krummenacher (Hrsg.), *Praxishandbuch. Interkulturelle Kompetenz vermitteln, vertiefen, umsetzen* (S. 29-42). Schwalbach: Wochenschau.
- Eppenstein, Thomas & Kiesel, Doron (2008). Soziale Arbeit Interkulturell. Theorien – Spannungsfelder – reflexive Praxis (1. Aufl.). Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Erl, Astrid & Gymnich, Marion (2018). *Interkulturelle Kompetenzen. Erfolgreich kommunizieren zwischen den Kulturen* (5. Aufl.). Stuttgart: Pons GmbH.
- Ghaderi, Cinur & Van Keuk, Eva (2013). Von kultureller Irritation und kulturalistischer Reduktion in der Psychotherapie. In Wilhelm Körner, Gülcan Irdem & Ullrich Bauer (Hrsg.), *Psycho-soziale Beratung von Migranten* (S. 65-74). Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Grossmass, Ruth (2014). Psychotherapie und Beratung. In Frank Nestmann, Frank Engel & Ursel Sickendiek (Hrsg.), *Das Handbuch der Beratung. Disziplinen und Zugänge, Band 1* (3. Aufl., S. 89-102). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Grunwald, Klaus & Thiersch, Hans (2008). Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit- einleitende Bemerkungen. In Klaus Grunwald & Hans Thiersch (Hrsg.), *Praxis Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit. Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern* (S. 13-39). Weinheim: Juventa.
- Grunwald, Klaus & Thiersch, Hans (2016). Lebensweltorientierung. In Klaus Grunwald & Hans Thiersch (Hrsg.), *Praxishandbuch lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Handlungszusammenhänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern* (3., überarb. Aufl., S. 24-64). Weinheim: Beltz Juventa.
- Grunwald, Klaus & Thiersch, Hans (2018). Lebensweltorientierung. In Gunther Grasshoff, Anna Renker & Wolfgang Schröer (Hrsg.), *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung* (S. 303-315). Wiesbaden: Springer.
- Hansen, Klaus Peter (2011). *Kultur und Kulturwissenschaften: Eine Einführung* (4., vollst. überarb. Aufl.). Tübingen: A. Francke.

- Hofstede, Geert, Hofstede, Gert Jan & Minkov, Michael (2017). *Lokales Denken, globales Handeln: Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management* (6., vollst. überarb. aktual. Aufl.). München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Kabsch, Jonas (2018). *Lebensweltorientierung und Autismus. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit mit Menschen mit Autismus-Spektrum-Störung*. Wiesbaden: Springer.
- Kanning, Uwe Peter (2016). Viel Lärm um nichts? Diversity im beruflichen Kontext. In Petia Genkova & Tobias Ringeisen (Hrsg.), *Handbuch Diversity Kompetenz. Band 1: Perspektiven und Anwendungsfelder* (S. 17-28). Wiesbaden: Springer.
- Keuk, Eva van & Ghaderi, Cinur (2011). Diversity-Kompetenz in der transkulturellen Psychotherapie. In Eva van Keuk, Cinur Ghaderi, Ljiljana Joksimovic & Dagmar M. David (Hrsg.), *Diversity. Transkulturelle Kompetenz in klinischen und sozialen Arbeitsfeldern* (S. 146-160). Stuttgart: W. Kolhammer GmbH.
- Kraus, Björn (2014). Gelebtes und erlebtes Leben. Zur erkenntnistheoretischen Differenz zwischen Lebenswelt und Lebenslage. In Michaela Köttig, Stefan Borrmann, Herbert Effinger, Silke Birgitta Gahleitner, Björn Kraus & Sabine Stövesand (Hrsg.), *Soziale Wirklichkeiten in der Sozialen Arbeit. Wahrnehmen, analysieren, intervenieren* (S. 61-71). Opladen: Barbara Budrich.
- Lerch, Leonore (2011). Rassismus. Auswirkungen auf die psychische Gesundheit. *Zeitschrift des Wiener Landesverbandes für Psychotherapie*, 2, 9-13. Gefunden unter <https://www.psychotherapie-wlp.at/sites/default/files/wlp-news/WLP-News-2-2011.pdf>
- Lerch, Leonore (2019). Psychotherapie im Kontext von Differenz, (Macht-)Ungleichheit und globaler Verantwortung. Diversity & Intersectionality als hilfreiche Perspektiven für eine gesellschaftskritische Psychotherapie. *Psychotherapieforum*, 23, 51-58. Gefunden unter <https://rd.springer.com/article/10.1007%2Fs00729-019-0117-y#article-info>

- Leiprecht, Rudolf, & Vogel, Dita (2008). Transkulturalität und Transnationalität als Herausforderung für die Gestaltung Soziale Arbeit und sozialer Dienste vor Ort. In Hans Günther Homfeldt, Wolfgang Schröer & Cornelia Schweppe (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Transnationalität. Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs* (S. 25-44). Weinheim: Juventa Verlag.
- Leiprecht, Rudolf (2018). Diversitätsbewusste Perspektiven für eine Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. In Beate Blank, Süleyman Gögercin, Karin E. Sauer & Barbara Schramkowski (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte - Handlungsfelder* (S. 209-220). Wiesbaden: Springer.
- Lösch, Klaus (2016). Multikulturalität, Transkulturalität, Transdifferenz. In Michael Nollert & Amir Sheikhzadegan (Hrsg.), *Gesellschaften zwischen Multi- und Transkulturalität. Differenzen* (S. 82-108). Zürich: Seismo.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2016). *Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer* (4. Aufl.). Stuttgart: Springer.
- Merz-Benz, Peter-Ulrich (2016). Transkulturalität - oder die Neubestimmung des Fremden. In Michael Nollert & Amir Sheikhzadegan (Hrsg.), *Gesellschaften zwischen Multi- und Transkulturalität. Differenzen* (S. 63-80). Zürich: Seismo.
- Mühlum, Albert (2004). Zur Entstehungsgeschichte und Entwicklungsdynamik der Sozialwissenschaft. Einleitung. In Albert Mühlum (Hrsg.), *Sozialwissenschaften. Wissenschaft der Sozialen Arbeit* (Band 9, S. 9-26). Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Nussle-Stein, Cornelia (2006). Professionalität und Qualität in Beratung und Therapie: eine disziplinen- und theorie/praxisübergreifende Betrachtung. Bern: Haupt Verlag.
- Ort, Claus-Michael (2008). Kulturbegriffe und Kultutheorien. In Ansgar Nünning & Vera Nünning (Hrsg.), *Einführung in die Kulturwissenschaften* (S.19-38). Gefunden unter https://rd.springer.com/chapter/10.1007/978-3-476-05057-1_2

- Reichardt, Dagmar (2006). PhiN. Philologie im Netz. In Paul Gévaudan, Hiltrud Lautenbach, Peter Schneck & Dietrich Scholler (Hrsg.), *Zur Theorie einer transkulturellen Frankophonie* (S. 32-51). Gefunden unter <http://web.fu-berlin.de/phin/phin38/p38t2.htm#fn2>
- Richtien, Wolfgang (2014). *Kulturelle Diversität und Realitätsdeutungen - Zur Reichweite von Beratungskonzeptionen*. Zeitschrift Organisationsberatung, Supervision, Coaching (OSC), 21, 329-341. Gefunden unter <https://link.springer.com/article/10.1007/s11613-014-0380-2>
- Rosken, Anne (2016). Konzept Diversity Management – Definition, Abgrenzung und Beurteilung. In Petia Genkova & Tobias Ringeisen (Hrsg.), *Handbuch Diversity Kompetenz. Band 1: Perspektiven und Anwendungsfelder* (S. 61-73). Wiesbaden: Springer.
- Sanders, Rudolf (2007). Die Beziehung zwischen Ratsuchendem und Berater. In Frank Nestmann, Frank Engel & Ursel Sickendiek (Hrsg.), *Das Handbuch der Beratung. Ansätze, Methoden und Felder, Band 2* (2. Aufl., S. 797-807). Tübingen: dgvt-Verlag.
- Schmocker, Beat (2019). *Die internationale Definition der Sozialen Arbeit und ihre Sicht auf Profession und Disziplin der Sozialen Arbeit*. Gefunden unter https://www.beat-schmocker.ch/application/files/1916/1591/1126/Die_IFSW_Definition_und_ihre_Sicht_auf_die_Soziale_Arbeit.pdf
- Schnoor, Heike (2013). Einfluss auf Beratung – Einfluss durch Beratung?. In Heike Schnoor (Hrsg.), *Psychosoziale Beratung im Spannungsfeld von Gesellschaft, Institution, Profession und Individuum* (S. 9-17). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schubert, Franz-Christian (1999). Lebensweltorientierte Beratung: Ein sozialökologisches Denk- und Handlungsmodell. In Lutz Marschner (Hrsg.), *Beratung im Wandel- Eine Veröffentlichung der Bundeskonferenz*. Mainz: Matthias Grünewald.

- Sickendiek, Ursel & Nestmann, Frank (2018). Beratung in kritischen Lebenssituationen. In Gunther Grasshoff, Anna Renker & Wolfgang Schröer (Hrsg.), *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung* (S. 217-235). Wiesbaden: Springer.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2018). *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Auf dem Weg zu kritischer Professionalität* (2., vollst. überarb. Aufl.). Opladen: Barbara Budrich.
- Thattamannil-Klug, Alexander (2015). Othering – zu «Anderen» gemacht. *ZeFKo Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung*, 1, 147-161. Gefunden unter <https://www.nomos-elibrary.de/10.5771/2192-1741-2015-1/zefko-zeitschrift-fuer-friedens-und-konfliktforschung-jahrgang-4-2015-heft-1>
- Thiersch, Hans (2011). Diversity und Lebensweltorientierung. In Rudolf Leiprecht (Hrsg.), *Diversitätsbewusste Soziale Arbeit* (S. 45-60). Schwalbach: Wochenschau.
- Thiersch, Hans (2014). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel* (9. Aufl.). Weinheim: Juventa.
- Thiersch, Hans (2020). *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Thomas, Alexander (2006). Die Bedeutung von Vorurteil und Stereotyp im interkulturellen Handeln. *Interculture journal: Online- Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 5(2), 3-20. Gefunden unter https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/45408/ssoar-interculturej-2006-2-thomas-Die_Bedeutung_von_Vorurteil_und.pdf?sequence=1&isAllowed=y&lnkname=ssoar-interculturej-2006-2-thomas-Die_Bedeutung_von_Vorurteil_und.pdf
- Tschuschke, Volker, Von Wyl, Agnes, Koemeda-Lutz, Margit, Cramer, Aureliano, Schlegl, Mario & Schulthess, Peter (2015). *Bedeutung der psychotherapeutischen Schulen heute. Geschichte und Ausblick anhand einer empirischen Untersuchung*. Gefunden unter <https://link.springer.com/article/10.1007/s00278-015-0067-y>

Welsch, Wolfgang (2017). *Transkulturalität. Realität-Geschichte-Aufgabe*. Wien: new academic press.

Wicker, Hans-Rudolf (2007). Das Konzept der transkulturellen Kompetenz. In Dagmar Domenig (Hrsg.), *Transkulturelle Kompetenz: Lehrbuch für Pflege-, Gesundheits- und Sozial-berufe* (2., überarb. Aufl., S. 49-66). Bern: Hans Huber.

Wicker, Hans-Rudolf (2016). Pluralisierung und die Reichweite von Multikulturalismuskonzepten in modernen Rechtsstaaten. In Michael Nollert & Amir Scheikhzadegan (Hrsg.), *Gesellschaften zwischen Multi- und Transkulturalität. Differenzen* (S. 33-45). Zürich: Seismo.

Yousefi, Hamid Reza (2018). *Kampfplätze des Denkens: Praxis der interkulturellen Kommunikation* (2. Aufl.). München: UVK.

Zick, Andreas & Küpper, Beate (2011). Vorurteile und Toleranz von Vielfalt - von den Fallen alltäglicher Wahrnehmung. In Eva van Keuk, Cinur Ghaderi, Ljiljana Joksimovic & Dagmar M. David (Hrsg.), *Diversity. Transkulturelle Kompetenz in klinischen und sozialen Arbeitsfeldern* (S. 54-65). Stuttgart: W. Kolhammer GmbH.